Conversations-
und
Reisebibliothek.

IV.

Hans Wachenhusen.

Von Widdin nach Stambul.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1855.

Von
Widdin nach Stambul.

Streifzüge
durch
Bulgarien und Rumelien.

Von

Hans Wachenhusen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1855.

I.

Meine Donau-Odyssee.

Reisepläne. — Consularische Bedenken und abschreckende Beispiele. — Omer Bei und sein On-Baschi. — Nach Sistowa. — Pistolen, Hantschars, Knoblauch und andere Dinge. — Alles ist todtenstill. — Lom-Palanka. — Türkische Faulpelze. — Die ausgestorbene Donau. — Rahowa. — Sturm und Schiffbruch. — Sie schlafen! — Saure Milch und klappernde Zähne. — Die russische Schanze. — Islas und Turna. — Zwischen zwei Feuern. — Gefangen aber nicht gehangen. — In guter Gesellschaft. — Nikopoli. — Der Pascha und sein Adjutant. — Revanche. — Eine Condolenz-Visite. — „Olmas!" — Der Mezzofanti von Nikopoli. — Verzweifelte Lage. — Arnautenwirthschaft. — Die schöne Marina. — Durch auf dem Ochsenwagen. — Alles umsonst.

Der 5. Juni, der zweite Pfingsttag und zugleich der Tag meiner Abreise von Widdin war da; mehr als die Hälfte der Truppen Kalafat's und der kleinen Walachei überhaupt waren schon auf dem Wege nach Schumla und Silistria, wo die gesammte Donau-Armee concentrirt wurde und man mit Gewißheit auf eine von Omer Pascha beabsichtigte Entsetzung dieser so hart bedrängten Feste rechnete. Nach Silistria war daher meine Losung. Ich hatte es abgelehnt, mit den Truppen zu gehen, da diese stets nur des Nachts marschirten, ich hatte mit meinem Freunde Omer Bei, dem Commandanten des 3. Bataillons 4. Rumelischen Armeecorps, verabredet, ihn in Sistowa zu erwarten und von da mit seinem Bataillon ins Lager vor Silistria zu gehen. Meine Absicht, die Reise zu Pferde zu machen,

hatte ich geändert: ich hatte ein Kaïk, ein kleines Boot, gemiethet, um die Donau hinab zu fahren, soweit es eben gehen wollte, und bei dieser Gelegenheit die russischen und türkischen Schanz- und Befestigungswerke an beiden Ufern gehörig in Augenschein zu nehmen. Erlaubten mir die Schanzen, bis nach Sistowa auf der Donau zu gelangen, gut, so fuhr ich bis Sistowa, wo nicht, so verließ ich das Boot, kaufte ein Pferd und setzte auf diesem den Weg fort. Mit einiger Vorsicht mußte sich dieser Plan ausführen lassen, da anzunehmen war, daß ich bis zur Aluta, dem Grenzfluß zwischen der großen und kleinen Walachei nicht auf Russen stoßen konnte; war dies dennoch der Fall, so konnte man vor ihnen rechtzeitig Reißaus nehmen und sich auf das bulgarische Ufer retiriren.

Demgemäß hatte ich mit zwei Türken, rüstige Burschen, einen Contract gemacht, und am Morgen des 5. Juni, lag das kleine, leichte Boot am Ufer, der Locanda gegenüber. Ich gestehe, ich freute mich auf diese Fahrt, denn die ganze Reise von Widdin nach Schumla zu Pferde zu machen, war kein Vergnügen, außerdem lag mir daran, so bald als möglich in der Nähe des schon seit zehn Tagen ununterbrochen bombardirten Silistria zu sein. Am letzten Abend aber mußte mir der österreichische Consul, als ich ihm meinen Abschiedsbesuch machte, freilich in bester Absicht, einen Floh ins Ohr setzen. Als ich ihm nämlich sagte, daß ich die Donau hinabfahren wolle, schaute er mich sehr bedenklich an, und als er gar hörte, daß ich allein reise und mich zwei Türken auf einer so weiten Wasserfahrt anvertrauen wolle, nannte er dies geradezu Leichtsinn.

Der Consul bat mich, wenigstens einen Serben oder Griechen mitzunehmen, damit ich doch nicht ganz allein den beiden Türken überlassen sei; ich berief mich auf meine beiden Pistolen und mein Dolchmesser, die mir lieber seien als ein Serbe oder Grieche,

von welchem Letzteren ich am wenigsten etwas wissen wollte. Um sein ernstliches Bedenken zu unterstützen, erzählte mir der Consul von mehren abschreckenden Beispielen, von Wanderbüchern und Pässen, die schon vor dem Kriege am Ufer gefunden und ihm überbracht worden seien, und wies mich auf die mir wohlbekannte jetzige Unsicherheit der von Baschi Bosuks und allerlei Gesindel belagerten Straßen. Als nun gar ein anwesender Engländer, der Besitzer der großen Schlächterei in Kalafat, ein sehr ehrenwerther Mann, vollständig in dieses Bedenken einstimmte und mir ebenfalls entschieden abrieth, ward natürlich auch ich bedenklich. Ich trennte mich von dem Consul mit der Absicht, mir die Sache überlegen zu wollen.

Was thun? Die Kaïkschis waren gemiethet, sie hatten ihr Handgeld bereits und den Schein der Feigheit wollte ich auch um keinen Preis auf mich laden. Ich entschloß mich daher quand même zu reisen und mir meine gute Laune durch keinerlei fremde Bedenken stören zu lassen. Als der Consul sah, daß ich in meiner Absicht beharrte, schlug er, der mich allen Ernstes für einen leichtsinnigen Patron zu halten begann, mir vor: ich solle den beiden Türken die Hälfte ihres Lohnes, sechs Ducaten, hier in Widdin bezahlen, die andere Hälfte aber bei ihm deponiren und die Kaïkschis vor der Abfahrt zu ihm schicken, so werde er ihnen das Geld zeigen, und ihnen erklären, sie würden dasselbe nach ihrer Rückkehr ausgehändigt erhalten, sobald sie ihm einen Zettel von meiner Hand brächten, in welchem ihnen von mir bescheinigt sei, daß sie mich richtig abgeliefert. Dieser Zettel sollte dem „Nimbsche Consol“ zugleich als ein Lebenszeichen von mir dienen. Die Türken waren hiermit zufrieden und so ließ ich denn meinen Mantelsack in das kleine Boot schaffen.

Eine halbe Stunde vor meiner Abreise kam zu meiner Freude Omer Bei von Kalafat herüber; er hatte plötzlich Ordre bekommen, nach Widdin überzusetzen, hier einige Tage zu verweilen und

dann nach der unteren Donau aufzubrechen. Er schlug mir nochmals vor, mit ihm zu reisen, hierzu fühlte ich aber auch diesmal keine Lust und überdies saßen die beiden Kaïkschis schon wartend im Boot. Ich verlebte noch eine heitere halbe Stunde in seiner Gesellschaft, während sein On-Baschi (Corporal) meine Waffen in Stand setzen und laden, auch mir die nöthigen Reisebedürfnisse herbeischaffen mußte. Ich versprach Omer Bei, seine Ankunft in Sistowa zu erwarten, er wollte mir mit einem der Couriere die bestimmte Nachricht vorausschicken, an welchem Tage er dort eintreffen werde, und so war denn Alles in Ordnung und ich nach sechswöchentlichem Aufenthalte in dem hiesigen Heerlager wieder flügge geworden.

Von Omer Bei und einigen anderen Freunden begleitet, stieg ich in das Boot; meine Kaïkschis hatten mir auf der Schilfmatte der etwa zweiundeinhalb Fuß breiten Nußschale einen erträglichen Sitz zurecht gemacht und waren schon an ihrem Platze. Versehen war ich mit meinen beiden Arnautenpistolen, einer großen drei Oka enthaltenden Flasche Wein, einer Hammelkeule und einem halben Dutzend türkischer Brote; meine Kaïkschis hatten sich ebenfalls bis an die Zähne bewaffnet, Jeder hatte seinen Hantschar, seine lange Albanesenflinte, seine Pistolen und sein Messer; damit ließ sich schon eine kleine Schlacht liefern, und wer konnte wohl denken, daß eine der an den Donauufern kriegführenden Mächte mit Kanonen auf einen armseligen Schriftsteller schießen werde! Außerdem hatten die Schiffer für sich selbst einen Berg von Broten und allen übrigen Mundvorrath ins Boot geschleppt, namentlich aber eine ganze Fuhre üppig duftenden Knoblauchs, dessen Geruch ich auf der ganzen Reise vor der Nase haben sollte. Ich Aermster ahnte noch nicht, daß vielleicht noch Niemand unter mislicheren Umständen die Donau hinab gefahren, als sie mich treffen sollten. Wie man sich bettet, so schläft man.

Mich unter der kleinen Schilfmatte verkriechend, die man auf ein paar Tonnenbändern als Dach über meinem Sitze gewölbt, streckte ich mich in dem Kaïk aus, das gerade so breit war, um meiner Person Raum zu geben; das Boot stieß ab und kaum hatten wir Widdin und Kalafat aus dem Gesicht, als die Kaïkschis einen heiseren Gesang anstimmten. Die Sonne brannte mit ihrer ganzen Gluth auf das Wasser herab, so klar und rein, als wolle sie in vierzehn Tagen nicht untergehen. Bei gänzlicher, sogar ängstlicher Windstille schwamm das Boot, nur durch die faulen Ruderschläge fortbewegt, langsam die Donau hinab. Todesstille herrschte auf dem Wasser und an den Ufern, kein Schiff ließ sich auf der ganzen Donau sehen, kein ländliches Leben entfaltete sich an den Ufern, meilenweit spähte ich vergebens nach einem Dorfe aus. Endlich schwieg auch der Gesang und das Geplauder der Kaïkschis; Beide legten die Ruder hin und streckten sich in der Sonnengluth zum Schlafen aus.

So mußte denn das Boot etwa vier Stunden, sich leise um sich selbst drehend, mit dem schwachen Strome treiben, kein Rütteln, kein Schütteln vermochte die verschlafenen Kaïkschis zu wecken. Um mir die Zeit zu vertreiben, schoß ich auf Wildenten, Reiher und anderes Geflügel, das mir in Schußweite kam, da aber auch dies die Türken nicht aus ihrem Siebenschlaf weckte, so warf ich mich endlich mit Resignation wieder auf meine Schilfmatte und meinen Mantelsack zurück und schlief ebenfalls ein. — Die Sonne wollte bereits untergehen, als die Kaïkschis erwachten. Das Boot war inzwischen nicht mehr als höchstens anderthalb Meilen die Donau hinabgetrieben. Ich stellte meinen Bootsleuten jetzt vor, wie es nothwendig sei, endlich einmal die Ruder in Bewegung zu setzen, wenn wir Lom-Palanka, die nächste Station, noch vor der Dunkelheit erreichen wollten; ihnen selbst schien hieran zu liegen, um den Ramasan dort feiern zu können; Beide

strengten daher ihre Muskeln an, und so trafen wir denn gegen neun Uhr vor Lom-Palanka ein.

Eine Anzahl Türken versammelte sich neugierig am Ufer, als wir am Fuße dieses äußerlich sehr elend aussehenden Städtchens, und zwar dicht unter den Verschanzungen, anlangten, welchen es den Namen „Palanka" verdankt. Es handelte sich jetzt darum, für mich ein Obdach zu finden; in den Kaffeehäusern war an ein stilles Plätzchen nicht zu denken, da in diesen die ganze Nacht hindurch Ramasan gefeiert wurde. „Bilmem" (ich weiß nicht), war die kopfschüttelnde Antwort aller Türken, wenn ich nach einem Khan (sprich Hahn) fragte, und in der That schien Alles darauf hinzudeuten, daß ich mit Ramasan feiern müsse, wozu ich mich durchaus nicht disponirt fühlte. Da es mit meinen türkischen Sprachkenntnissen noch immer sehr mangelhaft aussah, so war auch meine Unterhaltung mit diesen Stocktürken keineswegs sehr erbaulich, indeß hatte ich doch heute und in den nächsten Tagen, wo ich nur mit Türken zu thun bekam, Gelegenheit, mich über meine linguistischen Fortschritte zu freuen. Noth lehrt ja bekanntlich beten, und nichts ist mehr geeignet, uns eine wildfremde Sprache erlernen zu lassen, als ein gänzliches Abgeschnittensein von allen sprachverwandten Elementen in recht mislichen Situationen, in denen man à tout prix sich selbst zu helfen suchen muß.

Nach langem Hin- und Herreden kam ein ältlicher Mann in ärmlicher, fränkischer Kleidung herzu, der mich in einem schauderhaften Französisch anredete und mir seine Dienste anbot. Durch seine Vermittelung wurde ein türkischer Kawaß requirirt, der sich bereit erklärte, mir die Wohnung des abwesenden Donau-Dampfschifffahrts-Agenten zu öffnen, in dessen Diensten er gestanden, so lange die Dampfschifffahrt noch nicht unterbrochen worden, und der, wie es schien, auch jetzt die Aufsicht über diese Wohnung hatte. Er führte mich in das obere Stockwerk eines am Strande gelegenen Hauses, und dann in das düstere Arbeitsstübchen des seit Be-

ginn des Krieges abwesenden Agenten. Mein Vicewirth war überaus zuvorkommend; er sagte mir, daß ich der zweite Reisende sei, der seit Anfang des Krieges hier durchgekommen, und zeigte mir die Karte eines deutschen Arztes, der, nach Schumla reisend, an den Agenten empfohlen worden, diesen nicht mehr vorgefunden, jedoch auch in diesem Stübchen logirt hatte. Nachdem ich eiligst mit ein paar Tassen Kaffee nebst frischem Käse und Brot bewirthet worden, streckte ich mich auf das Sopha aus und schlief bis zwölf Uhr, wo ich geweckt wurde und zu meinem Erstaunen den einen Kaïkschi, Osman, vor mir sah, der mir ein „Haide!" (fort) zurief und mir ankündigte, daß die Fahrt weiter gehe. Mir war das recht; ich erhob mich, legte drei Zwanziger für meinen Wirth auf den Tisch und ging mit Osman hinaus. Dieser kehrte, als wir kaum an der Treppe waren, zurück, vorgeblich, um das Zimmer zu schließen, doch war ich fest überzeugt, daß es nur geschah, um die drei Zwanziger in die Tasche zu stecken, die denn der Schlingel, wie ich später hörte, richtig gestohlen hatte.

Die Nacht war sternenklar, dichter Nebel aber stieg aus dem Wasser auf und hatte mein Lager durchfeuchtet. Doch was half's, verschlafen wie ich war, dachte ich, meinen Schlummer fortzusetzen, sobald wir wieder im Zuge waren. Meine beiden Bootsleute hatten sich richtig in den Kaffeehäusern umhergetrieben und geramasant; sie griffen jetzt zu den Rudern und brachten denn auch das Boot bis ungefähr eine halbe Stunde hinter Lom; ich war in einen Halbschlummer versunken und erwachte aus demselben allmälig, als mich das Stillstehen des Bootes befremdete, — da lagen die Kaïkschis alle beide und schnarchten wie die Besenbinder bis der Tag anbrach. Sie hatten erwartet, daß auch ich schlafen würde und konnten, als ich ihnen meinen Unwillen über diese Faullenzerei äußerte, nicht begreifen, wie man das Schlafen verachten könne. Der zweite Tag verstrich wie der erste, die russischen und türkischen Schanzen, an denen ich vorüber fuhr, waren sämmt-

lich verlassen. Die Donauufer wurden schon interessanter; bei Dschibra-Palanka, drei Stunden von Lom-Palanka, hatte ich das Vergnügen, den Balkan, meinen alten Freund von Widdin her, dem ich dort jeden Morgen vom Bett aus meinen Gruß senden konnte, wiederzusehen; doch versteckte er sich bald wieder hinter dem Hügelzuge des bulgarischen Ufers, das sich bis zu den beiden Dörfern Irlenzi und Kodoslui, wie es scheint sehr vieh- und also auch geldreichen Gemeinden, hinzieht. Tausende von Pferden, Büffeln und Schafen weideten hier am Ufer, bis an den Hals lagen die kolossalen Büffel im Wasser und kühlten sich im frischen Bade — ein merkwürdig philosophisches Gesicht, so ein aus dem Wasser schauender wiederkäuender Büffelkopf!

Bei Kodoslui entwickelte sich vor mir ein überaus reiches idyllisches Leben; die braunen Bulgarinnen standen zu Dutzenden, hoch geschürzt, im Wasser, mit der Wäsche beschäftigt; die Mütter genirten sich vor den Augen des vorbeifahrenden Fremden nicht, die Mädchen aber wandten verschämt ihre dunklen Gesichter mit den schwarzen Augen dem Lande zu. Die Kinder trieben sich halb nackt zwischen dem Vieh umher; junge Bulgaren rangen mit einander, bliesen auf ihren sehr mangelhaften Flöten, oder saßen in dumpfer Gleichgiltigkeit angelnd am Ufer. Dies war der erste Wechsel, die erste Staffage in der eintönigen Landschaft, welche mir die Ufer zeigten; dabei kein einziges Schiff, kein Boot auf der ganzen Donaustrecke, die ich bis jetzt befahren! Welch ein unendliches Kapital liegt hier in diesem Strome zinslos!...

Meine Langeweile kehrte wieder, als wir Kodoslui hinter uns hatten; kein Lüftchen regte sich, das uns möglich machen konnte, das Segel auszuspannen; die Sonne brannte uns mit ihrer ganzen Mittagskraft auf die Häupter. Aufmerksam beobachtete ich meine Schiffer; ich fürchtete jeden Augenblick, sie würden die Ruder wieder hinlegen und ihren Schlaf fortsetzen. Meine Be-

fürchtung war nur allzuwahr; die Ruder wurden eingezogen, meine Türken schnarchten alsbald wie die Dachse, und dennoch hatten sie vor wenigen Stunden erst die Augen wieder geöffnet! Wenn das so fortging, kam ich anstatt versprochnermaßen in drei, in vier Tagen nach Sistowa. — Auch ich schlummerte bald ein; es herrschte eine solche Schlafsucht in dem Boote, daß ich zuweilen das Stoßschnarchen des vorn im Kaïk liegenden Türken für den fernen Donner von Silistria hielt.

Es war sieben Uhr nach türkischer Rechnung (zwölf Uhr Mittags) als wir in Rahowa eintrafen. Dieser Ort erregte meine besondere Aufmerksamkeit durch seine interessante Lage. Wenn ich nicht irre, begannen hier von den türkischen Schanzen aus die ersten Feindseligkeiten des gegenwärtigen Kriegs. Rahowa oder Oreowa ist ein Flecken am Einfluß des Schitul in die Donau; steil hinauf führt der Weg von dem Donau-Ufer zu dem Oertchen, das sich über mehreren Klüften dahin zieht; ein altes Gemäuer dort auf der Höhe spricht von einer zerfallenen Veste, die man noch zu den Ueberresten des römischen Variana zählt. Vier Schanzen erstrecken sich kurz vor dem Berg, auf welchem der Flecken liegt; sie enthalten jedoch nur noch zwei Kanonen; drei Zelte in schlechtem Zustande hinter den Schanzen, beweisen, daß die Türken die Schanzen bereits verlassen und nur noch eine kleine Wache hier zurückgelassen haben. Auch auf dem Abhang selbst, vor dem Orte, befinden sich zwei andere Schanzen, von welchen aus man die ganze walachische Ebene überblickt und auf die drüben liegenden, ebenfalls verödeten russischen Schanzen hinabschaut. Mühsam kletterte ich auf diesen Schanzen umher, während der eine Kaïkschi unsere Pässe in dem Orte visiren ließ; ein mich hierbei atrappirender türkischer Soldat schien meine Neugier gar nicht in der Ordnung zu finden, und rief mir ein barsches „Haide!“ zu; durch ein kleines Bakschisch beschwichtigte ich indeß sein mi-

litairisches Gewissen. Er fand mich wenigstens seitdem nicht mehr so gefährlich, wie es vorhin den Anschein hatte.

Rahowa selbst bietet außer dem alten Festungsgemäuer, von dem wenig übrig geblieben, gar nichts Sehenswerthes. Der Ort ist offenbar nur arm, wie alle kleineren türkischen Städte; er hat drei bis vier Minarets, im übrigen aber meist nur Holzgebäude. Wie in Lom Palanka, so scheinen auch hier die Bulgaren numerisch den Türken bei weitem überlegen zu sein, das ganze Leben des Ortes hat einen bulgarischen Anstrich: man sieht die Bulgaren schaarenweise auf den Straßen liegen und ihr Mameliga (Maisbrot) auf der Erde backen — ein für mich ekelhaftes, nüchternes Gebäck, das von diesen Leuteu warm gespeist wird und für einen abendländischen Magen durchaus nicht zusagend ist. Vergebens suchte ich in Rahowa eine Tasse warmen Kaffee's zu erschwingen, der mir sehr wohlthuend sein mußte, da ich unterwegs auf schlechten sauren Wein und trockenes Brot angewiesen war; es war ja Ramasan, die Kaffeehäuser waren geschlossen, nicht für ein Königreich wäre mir ein Kaffee gereicht worden.

Ich stieg wieder zum Ufer hinab und betrachtete mir, während ich auf die Rückkehr der Kaïkschis wartete, ein daliegendes türkisches Kriegsschiff, d. h. ein gewöhnliches türkisches Fruchtschiff, auf welches man eine ziemlich invalide Kanone gestellt hatte. Es war offenbar nur ein Rekognoszirungsschiff, jedoch in viel schlechterem Zustande, als ich deren bei Widdin gesehen; jene waren meist von europäischem Stapel gelaufen, dieses hingegen war mit türkischem Beil gezimmert und echt türkisch hinfällig. Rahowa würde von der Donau aus gesehen, einen noch viel freundlicheren Anblick bieten, wenn es nicht durch die bulgarischen Erdhöhlen verunstaltet wäre, welche sich wie ein Bollwerk um dasselbe herumziehen; aus mehreren derselben sah ich einige Soldaten herauskriechen, die offenbar in denselben garnisonirten. Uebrigens war Rahowa, wie auch Lom, fast gänzlich von Soldaten entblößt, al-

les disponible Militair, war nach Silistria und Schumla zu dirigirt worden, wo man es sehr nöthig gebrauchte; nur unbedeutende Redifabtheilungen hatte man zurückgelassen. Von der Höhe Rahowa's bot sich uns ein vortrefflicher Blick auf Kalarasch und den dem Ogustul gegenüber in die Donau fließenden Schyl dar.

Gegen sechs Uhr Abends fuhren wir von Rahowa wieder ab. Noch immer wehte kein Lüftchen. Mit Sonnenuntergang befestigten die Kaïkschis das Boot an eine kleine, dicht mit Weiden bewachsene Inselscholle in der Nähe von Wadin, dem gegenüber die Donau sich nach der walachischen Seite zu in einen weiten See anderthalb Stunden in der Breite ausdehnt; vergebens drang ich auf Fortsetzung der Fahrt, die Schiffer holten ihr Brot und ihre Zwiebeln hervor, feierten in Gedanken ihren Ramasan und legten sich dann — zum Schlafen. Meine Hoffnung, noch in der Nacht Nikopoli zu erreichen, war also zu Wasser geworden, wie alles um mich her Wasser war.

Es wurde Abend, es wurde Nacht. Auch ich schlief. Plötzlich wurde ich durch ein heftiges Schaukeln des Bootes geweckt, ein Sturm hatte sich erhoben, der das kleine schwankende Kaïk von den dünnen Weidenruthen loszureißen drohte, an welche es befestigt worden. Ich weckte die Schiffer, die nicht von selbst erwacht sein würden, wenn selbst der Himmel über ihnen eingestürzt wäre. Mit jeder Minute wuchs der Sturm, die Wellen gingen höher und höher, die Dämmerung wich einer plötzlichen rabenschwarzen Nacht; heulend schüttelte der Sturm die Weidenbüsche und schleuderte das Boot an die kleine Insel. An Aussteigen war nicht zu denken, da diese kleine Erdscholle keinen Fuß breit Raum zum Sitzen oder Stehen bot und alles dicht mit Weidengebüsch bewachsen war. Ein Donner, ein Blitz; der Regen peitschte herab, der Sturm riß über meinem Haupte die dünne Schilfmatte fort, welche mich bisher gegen die Sonne geschützt; aus allen vier Himmelsgegenden zog ein Gewitter herauf, sekunden-

lang erhellte der Blitz die Nacht. Vergebens hoffte ich, der Sturm werde durch den Regen besänftigt werden. Einer der Kaïkschis war aus dem Boote gestiegen, hatte sich in dem Weidengebüsch festgesetzt und hielt so das Boot am Lande fest, der Sturm aber schleuderte dies mit solcher Gewalt umher, daß der andere Schiffer sich auf dem hinteren Ende des Bootes ebenfalls an die Weiden klammern mußte, um das Boot festzuhalten. Eimerweise warf der Sturm das Wasser in das Boot, meine Bücher, in welchen ich während des Tages gelesen, waren bereits über Bord geschwemmt, Brot, Tabak, alles war ihnen gefolgt, meine Weinflasche war zerschlagen, ich selbst saß, den Mantelsack auf dem Schoose, um nicht Alles zu opfern, in dem das Kaïk füllenden Wasser.

Plötzlich verschwand auch der andere Kaïkschi aus dem Boote, ich hörte ein Schreien und Plätschern in der Brandung, beim Schein des Blitzes suchte ich ihn vergebens — endlich hörte ich seine Stimme aus dem Weidengebüsche; er hatte sich auf das Land gerettet, war aber nicht im Stande, sich mit dem Boote wieder in Verbindung zu setzen. Ich wollte ihm ein Ruder reichen, fand dieses aber nicht, beide waren bei dem Schaukeln des Bootes ins Wasser gerollt. Jetzt kam es darauf an, daß der Schiffer, welcher das Boot am Stricke hielt, letzteren nicht fahren ließ, denn dies hätte mich und das Boot ganz dem Sturme preisgegeben. Vier Stunden währte diese entsetzliche Situation; endlich beruhigte sich der Sturm, der Regen aber dauerte fort. Meine Kleider, mein Mantel hingen zentnerschwer auf mir, mein Feß war ein Opfer des Sturmes geworden — und in dieser Lage sollten wir noch mindestens drei Stunden bis Tagesanbruch verbringen! Die Zähne klapperten mir vor Frost, hilflos wie ein armer Schiffbrüchiger saß ich da; meine Schiffer legten sich auf den Vorder- und Hintertheil des Bootes in das einen halben Fuß hohe Wasser und — schliefen. Was ein Türke

in dieser Richtung leisten kann, das habe ich auf meiner Fahrt erprobt.

Es wurde wieder Tag. Zu meiner größten Freude fand ich mein türkisches Lexicon, den einzigen Schatz meiner Weisheit, zwar ganz aufgeweicht, aber doch gerettet in einer Ecke des Bootes. Der Sturm hatte wenigstens einen günstigen Segelwind zurück gelassen; das wasserschwere Segel wurde ausgespannt, drückte jedoch den schwachen Mast dermaßen, daß dieser bei der ersten vollen Brise zerbrach und mühselig wieder zusammen geflickt werden mußte. So gelang es uns, mit einem Stück Brett steuernd (denn ein Steuer besitzen diese kleinen Seelenverkäufer nicht), das Dorf Wadin zu erreichen, wo wir neue Ruder erhielten. Ich fragte hier in dem Dorfe nach irgend einer warmen Nahrung; die bulgarischen Bauern brachten mir — Gaourt! — Man denke sich: nach einer solchen Nacht, vor Frost mit den Zähnen klappernd, in nassen Kleidern, außer Stande, diese zu wechseln, da auch mein Mantelsack total durchnäßt war, in einer solchen Verfassung sollte ich kalte, saure Milch genießen! — Nach vielen Bemühungen gelang es mir endlich, von einem Bulgaren einen halben Krug frischer, lebenswarmer Milch zu bekommen; diese nahm ich zu mir, kaufte mir ein Fläschchen Rakih (Schnaps) und gab dann dem Drängen der Schiffer nach, die mit dem herrschenden Winde in einigen Stunden Nikopoli zu erreichen glaubten.

Und noch sollten die Leiden dieser meiner Donau-Odyssee nicht zu Ende sein!

Mit vollen Segeln erreichten wir den Einfluß des Isker bei dem Dorfe Giesen, den Vid bei Dail zu, und hatten endlich gegen Mittag die hohen, schroff hervorstehenden Felsen des bulgarischen Ufers, einige Stunden vor Nikopoli in Sicht. Dort hoffte ich, mich restauriren zu können, ich faßte neue Courage und beobachtete mit innerer Zufriedenheit, wie der Wind mit vollen

Backen in unsere Segel blies. Aber das Schlimmste stand mir gerade hier bevor. Ungefähr eine Stunde vor Nikopoli, den bulgarischen Uferfelsen schräg gegenüber, erblickte ich wieder eine russische Schanze; aufmerksam spähte ich aus, ob dieselbe noch besetzt sei, konnte aber weder Kanonen noch eine Wache auf dem Schanzwerk sehen. So war also von dieser Schanze nichts zu fürchten. Wir segelten weiter, kamen an den Fuß der grotesken bulgarischen Felsen und hielten anfangs mitten in den Strom, dann gerade auf das walachische Ufer zu, um uns von den Felsen zur Rechten nicht den Wind abfangen zu lassen.

Ganz nahe am Einfluß der Aluta gewahrte ich abermals eine russische Schanze, größer als die vorige — es war die erste, die noch besetzt gehalten wurde; eine Schildwache spazierte mismuthig in derselben herum und schien von unserem Kaïk gar keine Notiz zu nehmen. „Du thust mir nichts!" dachte ich und gab dem Kaïkschi ein Zeichen, getrost weiter zu fahren, um den Wind nicht zu verlieren. Die Schiffer besannen sich einen Augenblick, steuerten dann aber weiter. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß der Türke feige oder wenigstens unentschlossen ist, wenn er sich nicht in ganzen Haufen sieht. Während ich die russische Schanze nicht aus den Augen ließ und mich des Segels bemächtigte, um beim ersten verdächtigen Zeichen in der Schanze sogleich den Cours ändern zu können, nährten wir uns in schneller Fahrt den Bergen, welche sich den walachischen Orten Islas und Turna gegenüber schroffer und höher als bisher erheben; auch das Auge der Kaïkschis haftete unverwandt auf der „Moskow-Tabia", jeden Moment waren sie darauf gefaßt, daß dieselbe Feuer speien werde.

„Sara yok!" (thut nichts!) rief ich ihnen ermunternd zu, kaum aber hatte ich dies ausgesprochen, als hoch über uns ein Schuß erdröhnte. Wir blickten jetzt zum ersten Male rechts den bulgarischen Felsen hinauf und sahen etwa in der Höhe von zweihun-

dert Fuß am Abhange des Berges ein türkisches Arnautenlager von etwa sechzig Zelten, die gleich Pilzen die Felsenwand bedeckten. Die Wache desselben hatte diesen Signalschuß gegeben, dieser belebte im Nu das ganze Lager, funfzig bis sechzig Arnauten liefen aus ihren schmuzigen Zelten zusammen, alle mit ihren langen Flinten und Pistolen in den Händen. Ehe wir's uns versahen, fielen abermals zwei Kanonenschüsse, ein Gewehr- und Pistolengeknatter folgte denselben unverzüglich, und während die beiden Kanonenkugeln dumpf durch die Luft brummten, zischten die Gewehrkugeln dicht über unseren Köpfen dahin. So kanonirte man auf ein einziges, harmloses Boot!

Dies war keine Manier zu signalisiren, dies waren offene Feindseligkeiten; hätte sich das Lager in gleicher Linie mit uns befunden, wir würden sicher nicht so davon gekommen sein. Noch hatte keine Kugel getroffen, stellten aber die Kerle das Schießen nicht ein, so mußten wir unbedingt daran glauben. Während die Kaïkschis rathlos und ganz verdutzt den Berg hinauf gafften, rief ich, ein Misverständniß voraussehend (denn wie konnte man sonst auf ein türkisches Boot feuern), den Schiffen zu, sie sollten gerade auf das Ufer des Berges zusteuern, gleichzeitig griff ich nach meinem weißen Taschentuch und schwenkte dieses als Friedenszeichen in der Luft. Vielleicht wurde dieses von den Arnauten nicht beachtet, vielleicht mochten sie es sogar als eine Demonstration betrachten, denn während das Boot gewendet wurde, und ich im Begriff war, mich in demselben aufzurichten, in welchem ich mit gekreuzten Beinen am Boden saß, fielen abermals neue Schüsse, gleichzeitig fühlte ich einen heftigen Doppelruck in den Mantelfalten dicht über meinem rechten Arm, und zwei Schläge auf der Schilfmatte zu meinen Füßen. Mein Mantel war kläglich zerfetzt, zwei gut gerichtete Kugeln waren durch die Falten des Mantels und den Aermel meines Rockes gedrungen, und zwischen meinen Füßen in die Schilfmatte geschlagen; einen Viertel-

zoll tiefer, einen Zoll mehr rechts, und sie saßen mir entweder im Arm, oder in der Seite. Gleichzeitig waren drei andere Schüsse durch das Segel gepfiffen.

Jetzt hörte aller Spaß auf; um einer abermaligen Salve zuvorzukommen und mich durch den Vorsprung des Felsens zu decken, warf ich den Mantel von mir, griff selbst nach einem Ruder und das Boot steuerte schnurgerade auf das Lager zu. Dies rettete uns augenscheinlich vor neuen Feindseligkeiten, denn als die Arnauten sahen, daß wir gehorsam an das Ufer zu legen Miene machten, stürmten etwa zwanzig von ihnen in wildem Jubel vom Berge hinab, während gleichzeitig aus einem der unteren Zelte ein alter türkischer Redif- oder Landwehr-Corporal trat und sich beeilte, den Arnauten im Herabeilen zuvorzukommen. Eine Minute dauerte unsere Fahrt an das Ufer; mehrere Schritte von demselben noch entfernt, während schon das Boot über den Ufersand scharrte, vernahmen wir einen dröhnenden Schuß von der walachischen Seite her — eine der sechs russischen Kanonen am Aluta-Fluß war gelöst, doch sehr schlecht gerichtet worden, denn wir hörten die Kugel vielleicht zwanzig Schritte weiter an die Felsenwand schlagen und von dieser klatschend ins Wasser fallen. Die Sache hatte den höchsten Grad der Bedenklichkeit erreicht, wir saßen buchstäblich im russisch-türkischen Kreuzfeuer und zudem standen die Arnauten, das wildeste Gesindel, das ich je gesehen, bereits zu Dutzenden am Ufer, um uns in Empfang zu nehmen.

„Moskow Giaur! Moskow Giaur!" schrie ein halbes Dutzend heiserer Kehlen, während zur Feier dieses glücklichen Ereignisses noch ein paar Freudenschüsse in die Luft gethan wurden. Unbehaglicher als in diesem Augenblick ist mir nie zu Muthe gewesen. Trotz der Turbane meiner Kaïkschis, trotz meines rothen Feß hielt man mich für einen „Moskow", und wenn es nicht gelang, dieses Gesindel so lange von Thätlichkeiten zurückzuhalten,

bis man ihm begreiflich machen konnte, daß sie über meine Person im Irrthum seien, so war Alles verloren; zu Ersterem aber war um so weniger Aussicht, als die Herren Arnauten, so weit ich sie bereits kennen zu lernen die Ehre gehabt, keineswegs viel Federlesens zu machen pflegen.

Wie wenig hier auch an Widerstand zu denken, wie thöricht derselbe sogar war, griff ich doch mechanisch zu einer meiner Pistolen. Der an der Spitze des Bootes stehende Kaïkschi bemühte sich, das Geschrei der Arnauten noch zu übertreffen, auch der Andere fiel in ähnlicher Weise ein; kaum aber saß das Boot fest, als der vorderste Kaïkschi von einem riesigen Arnauten beim Kragen gefaßt und aus dem Boote gezogen wurde. Da er Gegenwehr zu leisten suchte, versetzte ihm ein anderer Arnaut mit seinem Gewehrkolben einen Stoß in die Seite, daß er zusammen sank. Jetzt kam an uns andre Zwei die Reihe; drei, vier Hände streckten sich nach mir aus, um mich zu packen. „Moskow Giaur!" brüllten mich die Kerle triumphirend an. Um Zeit zu gewinnen, schlug ich dem ersten Arnauten, der mich packen wollte, mit dem Pistolenknauf über den Arm, daß er mich fahren ließ.

„Yok Moskow Giaur!" (kein Moskow Giaur!) rief ich und war mit einem Satz aus dem Boote; der zweite Kaïkschi folgte mir und so standen wir von diesen Banditen umringt da. Ein colossaler Patron packte mich beim Arm, ein anderer nahm den Kaïkschi, den man durch Kolbenstöße zur Eile ermunterte. Vielleicht hätte ich diese Stöße erhalten, wenn der Kaïkschi nicht dicht hinter mir gestanden wäre und also meinen Rücken gedeckt hätte. Durch Pantomimen und abgebrochene türkische Worte ward es mir endlich möglich, diese Wegelagerer wenigstens an meiner Eigenschaft als Moskow zweifeln zu lassen, indeß war ich doch noch immer sehr verdächtig und meine Behandlung blieb der eines Moskow angemessen. Inzwischen hatte man den ersten Kaïkschi glücklich wieder auf die Beine gebracht, wir wurden den

Berg hinan geschleppt; wohin, das mochte Gott wissen. Von Ueberredung, von gütlicher Behandlung wollte Niemand hören.

Da plötzlich fiel mir ein großer Gedanke ein: die in Wadin gekaufte Flasche mit Rakih. Ich zog sie hervor und reichte sie dem Arnauten, der meinen Arm wie mit einer eisernen Zange umklammerte. Dieser Vermittlungsweg gelang über alle meine Erwartung; der Arnaut nahm die Flasche und führte sie an den Mund, während seine andere Hand meinen Arm zugleich weniger unsanft packte. Als er getrunken, reichte er mir die Flasche mit dem Bedeuten, ebenfalls zu trinken; ich zeigte auf meine nächsten Begleiter, die Flasche ging umher, bis der letzte den Boden derselben sah, und zu meiner Freude bemerkte ich, daß sich während dieser wenigen Secunden ein ganz freundschaftliches Verhältniß zwischen mir und diesen Banditen entwickelte; ja mein Begleiter legte sogar als höchsten Freundschaftsbeweis seine großen Finger zwischen die meinigen und transportirte mich so Hand in Hand.

Endlich erreichten wir die Höhe des Berges, wo der Redif-Corporal, der vergebens Vernunft oder Besonnenheit zu predigen und uns zu schützen versucht hatte, einem anderen Redif winkte; dieser trat heran, ich wurde von den beiden Redifs in die Mitte genommen, meine Kaïkschis mußten, von einem Arnauten escortirt, vorangehen, und so trennten wir uns von dem Banditenhaufen, der hier im Lager zurückblieb. Ich erwartete, zu irgend einem Officier geführt zu werden, aber ein solcher schien hier gar nicht vorhanden zu sein, das ganze Lager der Baschi Bosuks war eine einzige Anarchie.*) Das Bergsteigen wollte kein Ende nehmen, immer höher ging es über den schmalen Pfad durch zahllose Pferde- und Rinderheerden, und jedesmal, wenn ich die Spitze eines Berges erreicht, ins Thal hinabzukommen hoffte,

*) Später hörte ich, daß doch ein Arnauten-Jüs-Baschi (Hauptmann) hier stationirt sei, der aber an diesem Tage wohl nicht zugegen war.

ragte hinter dieser Spitze noch wieder ein neuer Berg hervor. Ermattet warf ich mich endlich in das Gras und erklärte, erst ausruhen zu wollen. Liebenswürdig und zuvorkommend, wie es der alte Redif-Corporal war, gestattete er dies gern, ließ sich neben mir nieder und gab mir durch allerlei Zeichen und Worte zu verstehen, daß ich in seinen Augen von dem Verdachte eines Moskow durchaus frei sei. Ich war ihm für seine gute Meinung sehr dankbar und zeigte ihm mein Teskereh, meinen türkischen Paß, der mir von Sami Pascha in Widdin ausgestellt worden, den er aber ebensowenig zu lesen verstand wie ich.

Zwei Stunden mochte unsere Wanderung gedauert haben, als wir endlich ins Thal hinabstiegen und an das Ufer der hier in die Donau fließenden Osma kamen. Hier wurden wir vermittelst einer Fähre übergesetzt. Eine Schaar von Arnauten, die uns am andern Ufer empfing, konnte es nicht unterlassen, uns einige Spottworte nachzusenden und einige Schüsse abzufeuern, denn schießen muß der Arnaut, ihm ist nicht wohl, wenn er nicht jede Viertelstunde wenigstens einmal seine Pistolen abfeuern kann, ein Vergnügen, daß die türkische Regierung gewiß viel Pulver und Blei kostet. Eben diese kindische Spielerei mit den Schießgewehren läßt mich fast glauben, daß es mit der Tapferkeit der Arnauten doch nicht so weit her sein muß, denn der Tapfere hat seine Patronen, seine Waffen überhaupt viel zu lieb, als daß er mit ihnen spielte wie die Kinder mit ihren Holzkanonen, auch nahm es mich sehr Wunder, daß beim Aussteigen aus dem Boote, als ich einem der Angreifenden den Schlag mit dem Pistolenknauf versetzte, letzterer nicht mit doppelter Münze wiederbezahlt wurde, sondern jener Arnaut mich seitdem ganz in Frieden gelassen hatte.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, mir wurde jetzt klar, daß ich nach Nikopoli transportirt werden sollte. Letzteres war wirklich der Fall. Abermals begann das Bergsteigen, und nach wiederum einer Stunde des mühseligsten Kletterns gelangten wir an das

eiserne Thor des Festungs-Plateaus von Nikopoli, gefolgt von einer ziemlich großen Schaar von Türken, deren Gesichtern man die Freude über den großen Fang ansah, der hier allem Anschein nach gemacht worden. Auf diesem Plateau steht der Konak des Arnauten-Pascha's, denn ganz Nikopoli war nur von Arnauten, sechstausend an der Zahl, besetzt. Eine der herrlichsten Aussichten bietet sich dar, wenn man dieses Plateau betritt, denn weithin schweift der Blick über die walachische Ebene, über Islas und Turna, über den vielarmigen und vielinseligen See, welchen die Donau zwischen der Aluta und dem Schyl bildet, über die vielen Dörfer und endlich die drohenden russischen Schanzen. Diese befestigte Bergspitze ist einer der interessantesten Punkte, welche ich je gesehen, hier bei Nikopoli könnte die imposanteste, die stolzeste Festung stehen, und sie würde hier stehen, wenn dieses Ufer nicht türkisch wäre.

Acht Kanonen streckten ihre Hälse vom Plateau nach der Donau hinaus, ich sah den Pascha auf der Brüstung der Schanzen hocken und durch ein Fernrohr die Züge russischer Kosacken etwa eine Stunde hinter Turna beobachten. Es währte lange, ehe er mich eines Blickes würdigte; sein Adjutant machte ihn endlich auf mein Vorhandensein aufmerksam, der alte Arnaut schaute mich mürrisch von oben bis unten an, während der Redif ihm rapportirte, unter welchen bedenklichen Umständen man mich aufgegriffen habe. Ich erklärte ihm, daß ich diese Behandlung für eine Beleidigung halte, die auf ihn selbst als den Commandeur solchen Gesindels zurückfalle, und daß ich sofort von meiner militairischen Bedeckung befreit sein wolle. Der Pascha, ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit grauweißem Bart und stechenden Augen, ließ meinen Paß durch den Adjutanten prüfen, winkte den Redifs, sich zurückzuziehen, und deutete mir durch eine Handbewegung an, mich auf den an der Erde liegenden Teppich zu setzen. Dies geschah; während der Pascha gleichgiltig wieder ins Blaue hinein-

schaute, wurde mir Kaffee gebracht; ich verlangte nach einem Tertschiman (Dragoman) um ihm detailliren zu können, wie mit mir verfahren worden sei, erhielt aber die Antwort, daß hier im Orte Niemand sei, der Französisch, Englisch, Italienisch oder Deutsch spreche und ich meine Erzählung also schwerlich hier werde an den Mann bringen können. Demnach beschränkte ich mich darauf, meinen Mantel aus der Hand des Kaïkschi zu nehmen und ihm die drei Löcher zu zeigen, welche die zwei Arnautenkugeln in denselben gerissen, ein Anblick, welcher dem Adjutanten ein „Maschallah!" entlockte, auf den Pascha selbst aber gar keinen Eindruck machte; dergleichen erschien ihm offenbar als etwas ganz Alltägliches, er beschränkte sich auf eine Handbewegung, durch welche er sagen zu wollen schien: „Giaur, sei froh, daß die Kugeln nur in deinen Mantel gegangen sind!" Indeß schien er doch geneigt, mich zu versöhnen, als ich ihm vorlog, daß ich ein Bin-Baschi der „Inglis" sei; er ließ neuen Kaffee und einen neuen Tschibuk bringen und ließ mich sogar durch seinen Tubus auf die drüben manövrirenden Kosacken schauen. Eine hübsche Revanche für das mir angethane Bombardement!

Auf mein Verlangen wurde mir sofort ein Konak, und zwar eine sehr hübsche Wohnung bei dem bulgarischen Schulmeister des Ortes angewiesen. Wenig gestärkt durch die kurze Ruhe, noch immer aufgeregt von dem Abenteuer auf dem Wasser, angestrengt durch den weiten Marsch über die Felsen, langte ich tief unten in der Schlucht an, in welcher die Stadt Nikopoli wie ein halber Kessel zwischen den Bergabhängen liegt, an denen sich auf allen drei Seiten die Häuser hinan ranken. Total misgestimmt und an allen Gliedern zerschlagen warf ich mich hier auf die Polster, und zum ersten Male seit drei Tagen wurde mir von meinem Wirthe der Hochgenuß bereitet — warmes Hammelfleisch zu essen, das mir der Erstere auf einer kleinen Holzplatte, nebst Käse und Gaourt präsentirte. Ich hatte mich durch meine Verach-

tung des Hammelfleischs schwer an dem Geschlecht der Schöpse versündigt; hier aber kam die Buße: kein Goldfasan hätte mir besser schmecken können, als dieses Stück warmes Schöpsenfleisch, das ich in Ermangelung der Messer und Gabeln nach Raubthierart zerriß. Darauf nahm ich die Schüssel mit dem Gaourt vor den Kopf, leerte diese und verlangte dann heißen Kaffee, denn ich hatte alle Ursache, das Fieber zu fürchten, das damals an der Donau in entsetzlichem Grade wüthete und das ich nach jener Gewitternacht, in Folge aller Einwirkungen des Sturmes, der Kälte, der Nässe und des Mangels jeglicher warmen Nahrung schon in meinen Gliedern zu spüren glaubte.

Aber meine zähe Natur half sich auch hier wieder. Außer jenem unbehaglichen Zustande, in welchem nach Ueberstehung von allerlei schweren Gemüthsaufregungen unter den größten Reisestrapazen jeder Nerv in uns noch stundenlang fort zittert, befand ich mich alsbald wieder ziemlich wohl. Während ich meinen Kaffee schlürfte und der Wirth, der von meinen Fatalitäten schon gehört, mir Gesellschaft leistete, traten ein paar riesige Arnauten herein. Natürlich betrachtete ich diese Gäste nicht mit den günstigsten Augen, indeß da das ganze Nest, die ganze Umgegend mit Arnauten besetzt war, so mußte ich meinen Aerger schon verbeißen. Meine Neugier, was ihr Besuch bedeuten solle, wurde sehr bald gestillt. Beide Arnauten kamen auf mich zu, reichten mir sehr kordial die Hände und der Eine drückte mich sogar an seine albanesische Brust, eine Freundschaftsäußerung, die ich ihm gern geschenkt hätte. Beide bemühten sich nun, mir zu erzählen, daß sie von meinem Misgeschick gehört, daß sowohl sie als manche ihrer Cameraden entrüstet über diesen Vorfall seien und ich während meines Aufenthaltes in Nikopoli auf sie rechnen möge. Ich lehnte Letzteres dankbar ab und ließ ihnen von meinem Wirthe Kaffee bringen. Während sie diesen tranken und ihre Pfeifen von meinem Tabak vollstopften, gaben sie mir auf jede Weise ihr Leid-

wesen zu erkennen und schlossen damit, daß sie mir abermals die Hände reichten und sich empfahlen.

Es war inzwischen dunkel geworden, ich streckte mich auf mein Polster aus, schob die Fensterläden des offnen Zimmers zu und bemühte mich zu schlafen. Dies wurde mir jedoch schwer, denn fortwährend war es mir, als schwanke ich in dem Kaïk auf der Donau, und wenn die in einem Nachbarhause singenden und trinkenden Arnauten zur Erhöhung ihrer Heiterkeit drei, vier Pistolen nach einander in die Luft abschossen und dabei in ein viehisches Gebrüll ausbrachen, schrak ich jedesmal aus meinem Schlafe auf und kam daher erst spät nach Mitternacht zur Ruhe.

Am andern Morgen kamen meine Kaïkschis und verlangten einen Zettel von mir an den „Nimbsche Consol“ in Widdin, um auf denselben von jenem Herrn die zweite Hälfte ihres Lohnes erheben zu können. Ich weigerte diesen und wollte nach Sistowa gebracht sein, bis wohin ich das Boot bedungen. Hierauf wollten die beiden Türken unter keiner Bedingung eingehen, da das ganze linke Donauufer von hier aus mit russischen Schanzen besetzt sei, was denn auch mein Wirth bestätigte. Jetzt schlug ich den Kaïkschis vor, wir wollten uns in der Nacht an den Schanzen vorbei schleichen, was ja unmöglich sehr gefährlich sein könne, und bot ihnen hierfür ein Extra-Bakschisch von zwei Ducaten. Aber die Kerle hatten keine Courage. Endlich erklärte ich ihnen, ich würde ihnen den Zettel am Abend ausstellen, ich wolle vorher in Nikopoli die nöthigen Erkundigungen einziehen, auch vor Allem zum Pascha gehen.

Dieses Letztere geschah. Ich kam zum Arnauten-Pascha Ismael und bat ihn, da ich auf der Donau nicht weiter könne, mir Postpferde und einen Saptieh (Landgensdarmen) nach Sistowa zu geben, von wo ich über Rasgrad nach Schumla gehen würde. Der alte Griesgram antwortete mir, übrigens sehr artig, mit dem türkischen „Olmas!“ ein Wort, das Alles bezeichnet, was

durchaus nicht angehen kann. Ein halbes Dutzend alter Offiziere, lauter Stocktürken, die im Halbkreise um ihn saßen und ihre Tschibuks qualmten, stimmten lebhaft hierin ein. Ich fragte nach der Ursache dieser Weigerung, erhielt jedoch eine türkische Erklärung, die zu verstehen, meine Sprachkenntnisse damals noch nicht ausreichten. Ich verlangte daher abermals einen Dragoman, doch wurde mir, wie schon einmal, geantwortet, daß in ganz Nikopoli kein Tertschiman zu finden sei. Demnach wünschte ich nach dem Dampfschiffs-Agenten geführt zu werden, einem Juden, der, wie mir in Widdin gesagt worden, hier ansässig sein und Italienisch sprechen sollte und durch dessen Vermittelung ich auch im Namen des österreichischen Consuls mich nach dem Verbleiben eines deutschen Apothekers Carl Hermann erkundigen sollte, der vor vier Monaten von den Türken am walachischen Ufer gefangen genommen, als Kriegsgefangener nach Schumla transportirt und der, nachdem er auf Reclamation des Widdiner Consulats wieder freigegeben worden, einstweilen hieher nach Nikopoli geschafft sein sollte. Aber weder der Dampfschiffs-Agent, noch Carl Hermann waren in Nikopoli; vergebens suchte und fragte ich nach ihnen in der ganzen Stadt. Endlich wurde mir gesagt, ganz unten in der Nähe des Strandes wohne ein Tatar, der spreche ganz vorzüglich „Fränkisch". Dieser Tatar, der Einzige also, der dolmetschen konnte, und durch dessen Hilfe ich mit dem widerspenstigen Pascha fertig zu werden hoffte, mußte nun vermittelst eines von mir herbeigeholten Kawassen aufgesucht werden. Nach vielen Kreuz- und Querzügen führte mich der Letztere vor eine kleine Holzboutike, einen Gemüseladen, der noch verschlossen war, weil die Türken während des Ramasans ihre Läden täglich nur einige Stunden oder auch gar nicht öffnen. Wir klopften den Tataren heraus und endlich hatten wir dieses Wunderthier, einen schon ältlichen Mann mit listigen kleinen Augen, vor uns.

Ich redete ihn in deutscher Sprache an. „Nix versteh!" antwortete der Mann. — Dieser Anfang war also schon sehr versprechend. Ich fragte ihn in französischer Sprache, er antwortete „wui monschir"; ich fragte weiter, er wuimonschirte immer fort. Ich fragte ihn Englisch, — „wui monschir!" — Ich fragte ihn in schlechtem Italienisch — er blieb bei seinem „wui monschir!" Jetzt war ich mit meinem Latein zu Ende. Einen letzten verzweifelten Versuch machte ich noch, indem ich ihn in schwedischer und dänischer Sprache anredete, ohne ein besseres Resultat zu erwarten, das ich denn auch nicht fand. Ganz heiß vor Aerger wandte ich diesem nikopolischen Sprachenkenner den Rücken und beschloß, auf eigene Hand noch einen letzten Angriff auf den Pascha zu machen. In Schweiß gebadet langte ich wieder oben auf dem Festungsplateau im Konak an — da saßen die Türken noch, wie sie vor drei Stunden da gesessen, und qualmten; keiner mochte inzwischen ein Glied gerührt haben.

„Pascha wer bane begir!" (Pascha gieb mir Pferde!) rief ich ohne alles Ceremoniel eintretend und mich vor den Arnautenhäuptling hinstellend. Dieser rührte sich nicht, sondern schnalzte verneinend mit der Zunge. Ich wiederholte mein Verlangen. — „Yok!" war die trockene Antwort, „Olmas!" sein Ultimatum, nachdem ich mich, radebrechend, eine Viertelstunde mit ihm herumgezankt, ohne daß er auch nur das Mindeste von seiner Seelenruhe, seinem „Käff" vergeben hätte. Ohne Zweifel galt ich den mistrauischen Türken noch immer für einen Spion.

Ich stieg wieder in die Stadt hinab, weckte einen der Kaïkschis aus dem Schlaf (denn sie hatten die ganze Nacht in den Kaffeehäusern gelegen) und begann jetzt auf den Pferdehandel zu gehen. Zwei schlechte Klepper waren die einzigen, die zu haben waren, und für diese forderte man den vierfachen Preis — 1500 Piaster für das schlechteste, während man ein viel besseres in Widdin für 3—400 Piaster kaufte. — Auch dieser Ver-

such blieb fruchtlos, denn mich um 800 — 1000 Piaster prellen zu lassen, das lag nicht in meiner Absicht, zumal ich den Kaïkschis schon den vollen Lohn für die erst zu drei Viertheilen zurückgelegte Strecke bezahlen sollte. Todesmatt von dem Auf- und Abklettern der Felsen, auf welchen die Stadt liegt, und von den dreißig Graden Hitze im Schatten, warf ich mich endlich gegen Abend in meinen Konak auf die Polster und überlegte, was jetzt zu thun sei.

Nach einer halben Stunde, während welcher ich den Vorsatz gefaßt hatte, auf diesem Wege weiter zu reisen, mochten mich auch zehn Paschas daran hindern wollen, trat ein junger Türke in ziemlich schmuziger Uniform ein, der erst am Mittage in Nikopoli angekommen sein wollte, mich in miserablem Französisch anredete und mir officiöserweise die Mittheilung machte: der Pascha d ü r f e keinen Einheimischen, noch viel weniger einen Fremden mehr über Rasgrad nach Schumla lassen, weil die neuesten türkischen Truppendispositionen dies untersagten.

„Was gehen mich Eure Truppendispositionen an!" rief ich aus; „ich will mir m e i n e Dispositionen nicht stören lassen, und da ich einen türkischen Paß nach Schumla habe, so verlange ich Pferde, um meine Reise fortsetzen zu können!" Der junge Mann warf mir ein, es hindere mich ja Niemand, nach Schumla zu reisen, ob ich denn nicht ebenso gut einen a n d e r e n Weg dahin wählen könne! „Wenn ich d a s wollte," antwortete ich, „so würde ich nicht d i e s e n gewählt haben." — Unser Gespräch endete damit, daß er mir vorschlug, einige Stationen auf der Donau zurück zu reisen und über Rahowa und Tirnowa nach Schumla zu gehen; ich erklärte, mir dies überlegen zu wollen, und wir trennten uns. Aus der ganzen Geschichte ging nun hervor, daß man entweder die Linie von Rustschuk abgesperrt, oder daß man russische Spione vom jenseitigen Ufer fürchtete, welche die neuen

Truppenstellungen der Türken um Silistria verrathen könnten; dies hatte allerdings Sinn, aber damit war mir nicht geholfen.

Uebrigens herrschte in Nikopoli eine sehr fatale Stimmung; es war die Nachricht gekommen, daß die Russen bei Turtukai in Massen über die Donau gegangen, die türkischen Vorposten zurückgeschlagen hätten, und daß die Kosacken bereits bis wenige Stunden vor Rasgrad schweiften. Die türkischen Philister, meine Lieblinge, waren in großer Aufregung, ihr Haß gegen die Giaurs, gleichviel, ob Freund oder Feind, ob Moskow, Inglis oder Franzis, hatte neue Nahrung gefunden, und ihre Reden überströmten von Geifer gegen das Christenthum, wenn sie Abends im Kaffeehause saßen. Daß ich, der einzige Franke in Nikopoli, von dem man ohnehin noch nicht ganz fest überzeugt war, ob er nicht trotz alledem ein russischer Spion sein konnte, daß ich unter diesen Umständen in Nikopoli nicht auf Rosen wandelte, ist leicht begreiflich; die ganze Stadt wußte, daß ich da sei, man erzählte sich von mir, wies mit Fingern auf mich, wo ich mich in den Straßen blicken ließ; ein altes in dichte Schleier gehülltes Weib spie sogar einmal auf der Straße vor mir aus. Im Grunde war's mir in Nikopoli durchaus nicht geheuer; in keiner Stadt des Orients habe ich eine solche Intoleranz, einen solchen Türkenfanatismus gesehen, wie gerade hier; dazu kam die Banditenwirthschaft der Arnauten, die sich betrunken haufenweise auf den Straßen umhertrieben, mich verhöhnten, wo ich mich sehen ließ, ihre Pistolen wohl gar hinter mir drein in die Luft abschossen, um mich zu schrecken, und ich also auf der Straße nicht sicher war, daß einer von dieser Bande mir betrunkenerweise seine Kugel in den Rücken, anstatt in die Luft schickte. Niemand würde ihn hiefür zur Verantwortung gezogen haben, denn ich war hier gewissermaßen vogelfrei. Als der Arnautenunfug am zweiten Abend meines Aufenthaltes mir gar zu bunt wurde und sie in ganzen Haufen schreiend in den Straßen umherzogen, führte mich mein

Wirth, der Bulgar (übrigens ein großer Russenfreund), an die Thür des großen Bretterzaunes, welcher nach der Straße zu seinen Hof umgab, zeigte mir hier ein mit matter Farbe gemaltes, rothes Kreuz, sehr unscheinbar und etwa vier Zoll lang, wies zugleich auf ein Dutzend Kugeln, die um das Kreuz herum in der Thür saßen, und sagte mir, die Arnauten hätten vor einigen Tagen auf dieses Kreuz nach der Scheibe geschossen. Dies war allerdings niederträchtig von dem Gesindel, aber ebenso unpassend erschien mir diese öffentliche Kreuz-Demonstration des Schulmeisters in einem Orte, wo Islam und Intoleranz dominirten; war der Schulmeister ein guter „Christian", so sollte er das Kreuz lieber im Herzen, als auf seiner Hausthür tragen. Aber so sind die Bulgaren; ihr Christenthum besteht in buntem Bilderkram, einer ihrer obersten Heiligen ist der Kaiser von Rußland, und unter manchen frommen Bildern findet man in Versen eine unverkennbare Apotheose des Czaren.

Mein Schulmeister glaubte es seinem Gaste schuldig zu sein, ihn auch einmal den Unterrichtsstunden beiwohnen zu lassen, die mir jedoch keinen hohen Begriff von seiner Lehrfähigkeit beibrachten; mehr Geschmack fand ich schon an seiner sechzehnjährigen Tochter, Marina, einem allerliebsten Mädchen von sehr stillem, innigem Charakter; aus ihren dunklen Augen sprach namentlich in den schönen Abendstunden, wenn sie unter dem Ahornbaum im Hofe saß, eine fromme schöne Legende, ihre runden Arme handthierten die Spule so fleißig, das rothblaue Seidentuch in ihrem schwarzen Haar gab ihrem ganzen, etwas gebräunten Gesicht einen recht romantischen Anstrich, und dabei trug sie ihr weißes, schwarz bebändertes Mieder mit einer koketten Unschuld, die von ihren Augen offenbar L ü g e n gestraft wurden. Schade, daß meine Situation in Nikopoli gar zu unerquicklich war, es hätte sich schon der Mühe verlohnt, hinter die W a h r h e i t zu kommen.

Der dritte Morgen sah mich auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, welchen ich für dreißig Piaster bis Sistowa gedungen hatte und auf welchem ich mich dem Pascha zum Trotze durchschlagen wollte. Marina und ihr Vater hatten mich bei der Abreise nochmals vor den Arnauten gewarnt, Marina hatte mir sogar noch eine warme Schöpsenkeule in den Wagen gelegt und mir dabei mit unverkennbarer Besorgniß die Hand gedrückt; ich zwang mich jedoch, diese nicht zu theilen. — Aber wie bald sollte auch diese Expedition scheitern! Mein Fuhrmann, ein Türke, hatte ein echtes Gaunergesicht, das wenig Vertrauen einflößte, und verliebte sich, als wir kaum über den Berg aus der Stadt waren, in meine Pistolen, die er von mir geschenkt haben wollte. Außerdem sah ich meinen mit schneckenhafter Langsamkeit dahinknarrenden Ochsenwagen alle funfzig Schritte weit von einem Haufen wegelagernder Arnauten und andrem Gesindel umringt, die mich schreiend umzingelten, die Ochsen bei den Hörnern festhielten und mir mit dem kategorischem Ruf „Adam, wer Para!" (Mann, gieb Geld!) die Hände zustreckten. Ich sah sehr bald, daß, wenn ich nicht gutwillig etwas gab, man sich nehmen werde, was eben zu nehmen war. Da an Widerstand nicht zu denken, vertheilte ich auf diese Weise etwa an zehn Zwanziger (je vier Piaster) dann aber, als meine kleine Münze und meine große Geduld zu Ende gingen, und ich auch in der Ferne noch Gruppen dieser Baschi Bosuks sah, die wahrscheinlich auch noch abgefunden sein wollten, faßte ich einen schnellen Entschluß: „Geri Nigebolga!" (zurück nach Nikopoli!) rief ich dem Fuhrmann zu. Dieser schaute mich groß an; ich wiederholte meine Ordre; schwerfällig drehte sich der Wagen und nach einer guten Stunde saß ich wieder in meinen Konak zu Nikopoli.

Mein unterwegs gefaßter Plan stand fest: ich ließ meine Kaïkschi's Osman und Abdi, welche noch immer Ramasan feierten, zu mir kommen und erklärte ihnen, daß ich für ein Bakschisch

von drei bis vier Ducaten mich morgen von ihnen auf der Donau zurück bis nach Rahowa bringen lassen werde, wo ich die Truppen von Widdin und Kalafat erwarten wollte; von der Schnelligkeit, mit der sie mich stromaufwärts schaffen würden, solle auch die Höhe ihres Lohnes abhängen. Die beiden Türken waren sehr erfreut und versprachen, mich morgen früh um fünf Uhr abholen zu wollen. Ich benutzte den heutigen Tag, um mit dem jungen Officier, den ich mir aufsuchte, einige Partien dieser merkwürdig situirten Stadt, die alte Ruine, den hoch gelegenen Thurm zu besuchen. Stand ich doch auf historisch merkwürdigem Boden; hier bei Nikopoli lieferte ja Bajaset, der bekanntlich versprach, er werde in Rom auf dem Hochaltar von St. Peter seine Rosse füttern, die große Schlacht vom 28. September 1396; hier schlug er das Christenheer König Sigismund's und die französischen Ritter unter dem burgundischen Julius von Nevers und dem pfälzischen Kurfürsten; hier warfen die verrätherischen walachischen Truppen den schon gewissen Sieg der Christen in die Hände Bajaset's „des Blitzes," hier entkam Sigismund selbst mit Mühe den Türken, hier ließ Bajaset aus Wuth über die ihm abgeschlachteten 60,000 Türken am Morgen des 29. September 10,000 gefangene Christen absäbeln und den Rest als Sclaven fortführen. Aber seit 1396 ist viel Wasser die Donau hinabgeflossen; Nikopoli fiel in dem vorigen türkisch-russischen Kriege vor den Angriffen der Russen und wer weiß, ob es diesmal so glücklich gewesen wäre wie Silistria, wenn es die Russen gestürmt hätten.

Nikopoli's Lage ist eine ganz eigenthümliche, imposante; fast gerade gegenüber dem Einfluß der Aluta in die Donau ragt es auf zwei steilen Felsen am Ufer empor, welche die Stadt in sich schließen. Die eigentlichen Festungswerke beschränken sich hauptsächlich auf den westlichen Felsen; vom Ufer des Stromes führt eine Linie fast im Zickzack, mit Brustwehren von Erde, flachen

Bastionen und einem Graben versehen steil hinauf zu dem Festungsportal des Plateaus, das durch einen tiefen Graben und mehren Bastionen geschützt ist; am Strande unten sind mehre Bastionen aufgeführt, denen gegenüber die Russen ihre Schanzen am linken Ufer aufgeworfen hatten. Diese ganze Festung war gegenwärtig den 6 — 8000 Irregulären zur Vertheidigung übergeben. Nikopoli könnte, auf der Westseite stärker geschützt, uneinnehmbar sein, namentlich in den Händen der Türken; von seiner Höhe wird das ganze walachische Ufer bis Islas und Turna dominirt und auch die unteren Fortificationen scheinen zur energischsten Gegenwehr geeignet. Leider sind die Befestigungen, zur Zusammenwirkung, ziemlich planlos angelegt. Die Lage der Stadt selbst ist reizend, wie reinlich auch die vielen Bulgarenhöfe an den Abhängen sind, herrscht aber doch in dem eigentlichen Türkenstadttheile der übliche Schmuz, ohne den keine türkische Stadt bestehen kann.

II.

Hiob noch immer auf dem Wasser.

Lebwohl Nikopoli. — Bei den Redifs. — Die türkischen Sansculots. — Ich habe alle Ursach, schon wieder zu verzweifeln. — Freiheit bei Wasser und Brot. — Eine Nacht mit den wilden Hunden. — Alte Bekannte. – Das Treffen bei Nikopoli. — Soll ich krank werden oder nicht? — Ein unglücklicher Geldbrief. — Durch die bulgarischen Steppen. — Niedliche Bettlerinnen. — Wo bleibt der Balkan?

Meine Rückfahrt auf der Donau soll dem Leser nicht so lang erscheinen, wie sie mir geworden ist, denn während sechs Tagen des strengsten Isolirtseins unter der Einwirkung der entsetzlichsten Langenweile, des Wetters, des Klimas und tausend anderer Schereien kann man reichlich dahin gelangen, auch den letzten Rest seiner Geduld und seiner mühsamen Fassung verschwinden zu sehen.

Der nächste Morgen, also der 10. Juni sah mich zu Fuß, von meinen Schiffern begleitet, auf den Fels- und Wiesengestaden zwischen den Bergen, unter welchen man mich bombardirt und den Außenwerken der Festung. Wir durchwateten eine Furth der Osma und kamen endlich an die Semliks, die Erdhöhlen, eines kleinen Redif-Detachements, welches hier einige Schanzen besetzt hielt. Da die Kaïkschis das Boot am Fuße der Felsen hatten liegen lassen müssen, so blieb ich in einer dieser Erdhöhlen, während jene das Boot vom Sande zogen, einen neuen Mast in dasselbe setzten und es, mit einem Worte, wieder flott machten. Die guten Redifs nahmen mich sehr freundlich auf, der Mulasim oder Lieutenant breitete mir seinen besten Teppich auf die Erdbank und setzte mir sein Nargileh, seine Wasserpfeife vor die Füße, während der Tschausch, Sergeant, mir frisch gepflückte Kirschen brachte und einen Kaffee bereitete.

Eine Stunde darauf verabschiedete ich mich von ihnen, fuhr wiederum unter den Felsen des Arnauten-Lagers dahin und wurde abermals von ihnen angerufen, diesmal jedoch auf eine manierlichere Weise, denn einer ihrer Baschis kam den Felsen herabgesprungen und wollte mein Teskereh sehen, den ich ihm denn auch reichte. Ich wette darauf, daß er ihn nicht lesen konnte, was für eine sachverständige Miene er sich auch gab, denn Lesen und Schreiben sind bei den Arnauten unerhörte Luxusartikel. Die Art und Weise, die bewundernswerthe Geschicklichkeit, mit welcher diese Albanesen die Felsen herab und hinauf kletterten, gab mir Gelegenheit, die practische Seite ihrer Kleidung, namentlich der hundertelligen und tausendfaltigen Fustane zu bewundern. Diese Arnauten sind gewissermaßen die Highlander der Türken; wollte Gott, sie wären wenigstens so civilisirt wie diese.

In fünf bis sechs Tagen wollten meine Bootsleute stromaufwärts wieder in Widdin sein; ich konnte also, wenn dem so war, berechnen, daß ich in drei Tagen in Rahowa sein werde;

dort wollte ich die Truppen erwarten, oder wenn diese schon durchgezogen, einen neuen Weg einschlagen. Aber meine Kaïkschis hatten gut reden: seit dem Morgen nach jener verhängnißvollen Gewitternacht herrschte ein heftiger Wind, der mir damals nach Nikopoli günstig, jetzt aber natürlich gerade conträr war. Die Donau rollte ihr Wasser in höchster Aufregung uns entgegen, das Boot mußte gegen den heftigen Strom in der schäumenden Brandung gezogen werden und dieses Experiment wurde, so langweilig es an sich war, noch durch den häufig sehr felsigen Charakter des Ufers bedeutend erschwert, da der Schiffer mit der Leine über der Schulter oft wie eine Gemse über die höchsten Felsblöcke klettern mußte. So legten wir denn am ersten Tage kaum anderthalb Meilen zurück, denn schon am Nachmittag wurde das Boot in eine kleine Bucht gezogen, wo es bis zum nächsten Morgen liegen bleiben mußte. Es war eine Unmöglichkeit, gegen die Brandung anzukämpfen. Vergebens erwartete ich nach der ersten, auf der Donau verbrachten Nacht, daß der Wind umspringen werde; der zweite Tag brachte uns kaum eine Stunde weiter, wir lagen in einer andern kleinen Bucht wieder den Nachmittag, die Nacht und abermals den anderen Tag, die andere Nacht. Eine verzweifelte Stimmung hatte sich meiner bemächtigt; Tags war der Sturm trocken und heiß, Nachts hingegen trat eine ganz herbstliche Kälte ein. Da die Lebensmittel uns zu fehlen begannen und vielleicht vier Meilen ringsumher kein Dorf zu finden war, aus welchem wir hätten fouragiren können, so bestand meine Nahrung aus schlechtem Brote und Donauwasser. Nachts breitete ich die dünne Schilfmatte, welche mich Tags vor der Sonne schützte, der Länge nach über mir aus und zwar so, daß sie über zwei quer befestigten Rudern etwa zwei Zoll über meinem Körper lag und mir nicht die geringste Bewegung erlaubte. Trotzdem pfiff der Sturm unter dieselbe und in der dritten Nacht riß er sie sogar ganz fort, ohne daß weder ich noch die Schiffer dies im

Schlafe bemerkten. Jeder warmen Nahrung entbehrend, nur auf Wasser und Brot beschränkt, dabei aufs äußerste dem bösen Klima preisgegeben, welches das ganze Donau-Ufer zu einer ununterbrochenen Fieber- und Typhuslinie machte, namentlich aber geistig total deprimirt, in einer solchen Lage war ich täglich auf einen schlimmen Fieberanfall gefaßt, dem ich nicht die geringste Hilfe hätte entgegensetzen können. Wirklich überfiel mich in der dritten Nacht eine Art von Fieberfrost, meine Zähne klapperten; ich stieg an's Ufer, spaltete mit meinem Messer ein Brett aus dem Boote (denn anderes Brennmaterial war auf der weiten Steppe nicht zu finden) und zündete mit großer Mühe ein Feuer an, um mich zu erwärmen; mit doppelter Heftigkeit kehrte dafür der Frost am Morgen zurück, bis endlich die Sonne wiederkam und mich durchwärmte. Dabei blies der Wind immer aus demselben Loch und erst am fünften Tage erreichten wir mühsam das Dorf Wadin, wo man mich in voriger Woche mit Gaourt regalirt und wo ich jetzt wenigstens sogleich einen Rakih fand, mit welchem ich mich erwärmen konnte.

Ich beschloß, den Tag und die Nacht hindurch in diesem Dorfe zu bleiben. Abdi und Osman voran, die bis an die Zähne mit Flinten, Pistolen und Hantschars bewaffnet waren und gleichsam meine Sauvegarde bildeten, stieg ich in das Dorf hinauf, der Ortsvorsteher, ein Türke, mußte mir ein Obdach in einer bulgarischen Erdhöhle verschaffen und hier richtete ich mich ein, unbekümmert um die finsteren Gesichter der Bewohner, die mich gar zu gern vor die Thür gesetzt hätten. Hier fand ich wenigstens warme Milch, warme Eier und wälzte mich den Tag hindurch auf der schmuzigen Decke und in dem ekelhaften Geruch dieser Höhle herum. Die Nacht war eine schreckliche, das Ungeziefer ließ mich kein Auge schließen — lieber wollte ich auf der Donau liegen, als hier von tausenden des ekelhaftesten Ungeziefers zerbissen zu werden. Dazu kam noch, daß die Thür der Höhle,

in deren Vorbau ich lag, nur aus einem zerbrochenen Weidengeflecht bestand und daß die ganze Nacht die wilden Hunde des Dorfes, Fremde hier witternd, die Thür mit ihrem Gebell belagerten, bis der neben mir schlafende Osman endlich nach einer der Pistolen griff, die in einem förmlichen Arsenal um uns herumlagen, und auf die Bestien feuerte. Dies half zwar nicht viel, aber doch etwas.

Endlich am sechsten Tage kamen wir in Rahowa an. Wie unwohl und zerschlagen ich mich auch fühlte, stieg ich den steilen Felsen hinan in die Stadt und fragte nach den Truppen, von denen wenigstens ein Theil schon vor beinahe acht Tagen hier durchpassirt sein mußte. Nicht eine Compagnie war durchmarschirt. — Die Truppen mußten daher eine andere Marschroute eingeschlagen haben.

Seit dem Morgen plagte mich ein heftiger Kopfschmerz; wenn ich nicht krank wurde, so mußte dies ein Wunder sein. Mein Quartier hatte ich in der Cajüte eines großen Fruchtschiffes aufgeschlagen, neben welchem unser Boot angelegt hatte; der Schiffer war ein sehr liebenswürdiger Türke, er behauptete, daß sich in der Nacht der Wind entweder legen oder drehen werde, und dies bestimmte mich, den Morgen hier zu erwarten und wenn es irgend angehe, am nächsten Tage Lom Palanka zu erreichen, wo inzwischen das Dampfschiff angekommen sein mußte, das wenige Tage nach meiner Abreise von Widdin wieder nach Lom gehen sollte, wie es denn seit dem Rückzuge der Russen aus der kleinen Walachei auch wieder regelmäßig nach Widdin gegangen war. Konnte ich auf diese Weise Widdin schnell erreichen, so wollte ich dort während einiger Tage abwarten, ob sich wirklich eine Krankheit in mir vorbereite, im glücklichen Fall dann sofort ein Pferd kaufen und die Reise zu Lande wieder antreten.

Anstatt am Abend erreichte ich Lom erst am andren Morgen, hatte also sechs Nächte im heftigsten Sturm auf der Donau,

zwischen Himmel und Wasser gelegen. Das Dampfschiff war am Abend schon nach Widdin zurückgegangen, dahingegen erblickte ich vom Boot aus in dem offenen Tschardack des jetzt wieder hier anwesenden Dampfschiffs-Agenten zwei bekannte Gesichter, — es waren die beiden deutschen Correspondenten von Wiener Blättern, Dr. E. und Dr. J., die ich während der letzten Wochen in Widdin kennen gelernt und die mit dem Dampfschiff hierher gekommen waren. Ich begab mich sogleich in dieses Haus, fand in dem Agenten, Herrn Basilowitsch, einen sehr liebenswürdigen Mann, der mir, obgleich schon die beiden Herren bei ihm wohnten, gern ein Logis bot, und wurde von meinen beiden Herren Collegen mit der Frage empfangen, ob am Mittwoch Morgen voriger Woche wirklich bei Nikopoli ein Treffen stattgefunden habe, ein Kaufmann aus Krajowa habe ihnen unterwegs erzählt, daß von Islas nach dort die Nachricht gekommen sei, man höre bei Nikopoli heftigen Kanonendonner, die Russen hätten dort einen Uebergang versucht, seien aber mit einer Anzahl Verwundeter von den Türken zurückgeschlagen worden. Ich war natürlich in der Lage, meinen Herren Collegen die Nachricht von dem Kanonendonner bei Nikopoli bestätigen zu können, was aber die Verwundeten betraf, so beschränkten sich dieselben auf ein einziges Opfer, meinen zerschossenen Mantel. — So hatte das Gerücht wieder einmal eine Mücke zum Elephanten gemacht, der für mich und meinen Mantel stets eine interessante Erinnerung bleiben wird.

Welch eine Wonne, wieder unter Dach und Fach zu sein! Mein Erstes war, mich mit den Kaïkschis abzufinden, denn da ich hier im Nothfall wenigstens eine freundliche Pflege finden konnte, so wollte ich von hier aus die Reise von Neuem beginnen. Von den beiden Herren wurde mir auch das Räthsel gelöst, weshalb die Truppen nicht durch Rahowa gekommen; sie hatten alle

plötzlich die Ordre erhalten, über Tirnowa nach Schumla zu marschiren. Diesen Weg wollte also auch ich jetzt einschlagen.

Den ersten Tag verbrachte ich in großer Ruhe, um zu überlegen, ob ich krank sei, respective werde oder nicht. Zum Glück überwand ich alle Strapazen und schon am nächsten Tage war ich wieder mobil wie ein Fisch im Wasser. Da ich von dem erst gestern mit dem Dampfschiff von Orsowa aus an seinen Posten zurückgekehrten Agenten hörte, daß in Widdin beim österreichischen Consul ein Geldbrief für mich angekommen sei, so sendete ich einen Expressen nach Widdin, um mir diesen Mammon holen zu lassen, welchen mir sonst der Consul, unserer Verabredung gemäß, in Wechseln auf den Banquier Hanson nach Konstantinopel senden wollte. Ich erfuhr aber sehr bald, daß der Consul nach Mehadia ins Bad gereist sei, wartete daher die Rückkehr des Expressen gar nicht ab und machte mich in Gesellschaft der Herren E. und J. auf den Weg nach dem Balkanpaß Tirnowa, denn den Hämus entlang führte die hohe Gebirgsstraße von dort nach Schumla. Lom hatte auf mich diesmal einen recht freundlichen Eindruck gemacht, meine Reiseabenteuer waren bald in dem ganzen Städtchen bekannt, und nachdem ich dem liebenswürdigen Agenten, unserem Wirth, versprochen hatte, ihm später einmal ein briefliches Lebenszeichen geben zu wollen, da er sehr bezweifelte, daß wir Schumla unter den gegenwärtigen mislichen Umständen und der gänzlichen Unsicherheit der Straßen (von der ich allerdings während unseres Stillliegens an den Ufern einige odiöse Erfahrungen gemacht) erreichen würden; nachdem wir ihm Adieu gesagt, traten wir frischen Muthes die Reise an. Wir hatten von Lom aus vier gute Tagesreisen bis zum Balkanpaß; die Hitze war unerträglich, die Landschaft anfangs entsetzlich öde, nichts als Haidekraut, Gestrüpp und anderes verzwergtes Gewächs war zu sehen; bulgarische Dörfer mit ihren Maulwurfshäusern und den gebleichten Ochsen- und Pferdeschädeln auf den Umzäu-

nungen, die, einem unerschütterlichen Aberglauben gemäß, reiche Ernten bringen, und die uns Nachts, wenn wir in dem offenen Vordach der Höfe lagen, sehr unheimlich und gespenstisch angrinsten. Hier und dort einmal ein Weinland, lange, endlose Hochebenen, ewige Steppen, auf denen sich kein Vogel, viel weniger ein Mensch sehen ließ, mitunter ein Rencontre mit nomadisirenden Zigeunerbanden, Obdach unter freiem Himmel oder in irgend einer Erdhöhle, Gaourt oder geronnene Milch, die dem Magen ebenso wohlthätig ist, wie sie durch Waschung das Gesicht vom Sonnenbrande erfrischt, endlich schlechter Käse und Rakih (der abscheulichste Fusel, der irgendwo gebrannt wird), dann und wann ein frisches kaltes Bad im Isker, der Osma oder der Jantra, — das waren die Genüsse der beiden ersten Reisetage. Hinter Lofdscha aber begann die Gegend einen interessanten Typus anzunehmen, sie belebte sich mit Bulgarendörfern, die schon einigen Wohlstand verriethen, da ihre Wohnungen wenigstens für Menschen errichtet zu sein schienen; ich sah zum ersten Male einen türkischen Kuhhirten, als welchen ich mir den Türken bisher gar nicht hatte denken können; ich sah den Türken hinter dem Pfluge spazieren, türkische Häuser mit ihren hohen Geländern, über die Niemand schauen kann, als der liebe Gott von oben. Die Maisfelder verriethen hier schon mehr Sorgfalt, denn sämmtliche Stauden standen da so reinlich und frisch wie in einem Blumentopf; man war bereits mit der ersten Ernte beschäftigt; die kleinen niedlichen Bulgarenmädchen hüpften, als sie uns mit dem Saptieh (dem gegen Anfälle schützen sollenden Landgensdarmen) des Weges daher traben sahen, von ihren aufgebundenen Aehren fort, sprangen in den Weg und hielten uns mit einigen bulgarischen Grüßen und einem schelmischen Lächeln die offene Hand hin. Es war schwer, diesen niedlichen Dirnen ein kleines Geschenk zu versagen, wenn sie mich mit ihren funkelnden Augen und den bunten Feldblumen in den langen schwarzen Flechten begrüßten; einige von

ihnen waren sogar wirklich schön zu nennen und bildeten in ihren weißen, mit schwarzem Band besetzten hemdartigen, losen Kleidern, ihren nackten Armen und Beinen eine ganz eigenthümlich interessante Species. Natürlich kamen die Schönsten immer am besten weg; wer von ihnen hübsch war, bekam zwei Piaster, wer häßlich war, bekam einen halben Piaster — Alles nach einer bestimmten, höchst gerechten Taxe.

Der Balkan ließ inzwischen lange auf sich warten; schon von der Donau aus sieht man hier und dort sein schneebedecktes Haupt, jetzt war ich mir bewußt, nur noch wenige Meilen von ihm entfernt zu sein, und ich erblickte ihn dennoch weniger als je. Nur zuweilen, wenn ich auf einer der höchsten Höhen anlangte, entdeckte ich in der Ferne vor mir dunkle Bergmassen; aber sie waren mir noch immer nicht imposant genug, daß sie sich für den Balkan hätten ausgeben können; und vier bis fünf Stunden später befand ich mich selbst auf diesen Massen — immer noch ohne den Balkan zu sehen. Endlich am vierten Tage Mittags nahm die Gegend vor mir einen groteskeren Charakter an; ich ritt eine der Höhen hinab, welche sich mir bisher in weichen, ondulirenden Umrissen gezeigt hatten: da lag vor mir der erste Felsenzug, in seiner Mitte der Eingang zum Balkanpaß. Am Fuße des Hügels stand einer der herrlichen Brunnen, die man vielfach in der Balkangegend trifft; ein Trunk aus der frischen Quelle war ein Labsal in der versengenden Gluth des Tages, dann trieben wir die Pferde an und erreichten nach einer Viertelstunde den heißersehnten Balkanpaß.

III.

Die Blume des Balkans.

Falscher Pulverdampf. — Die Schanzen des Passes. — Das Jantrathal. — Das Monastir. — Der Felsenpfad. — Ein Basaltblock. — Das ist Tirnowa! — Vornehme Fremde. — Pascha-Serai. — Das genuesische Castell. — Einquartirt. — Unerhörter Luxus. — Eine heilige Stadt. — Wie man am besten seine Zeche bezahlt. — Herr Jovan. — Die verhängnißvolle Mehlspeise. — Der Kawaß-Baschi — Galib Pascha. — Unsere Karawane.

Zu meiner Rechten, in der Richtung nach Silistria, erhob sich eine Wolke über der Straße, welche sich von Rustschuk her auf den schroffen Höhen nach Tirnowa hinzieht; ich war anfangs nicht abgeneigt, diese Wolke für den Pulverdampf oder den Brand Silistria's zu halten, denn das Bombardement war noch immer in vollem Gange; bald aber überzeugte ich mich, daß es nur eine Staubwolke war. In ungewöhnlichen Zeiten sieht man gern ungewöhnliche Dinge, und mein Irrthum war daher verzeihlich. Ein hohes Interesse hatten für mich die Schanzen, welche auf dem Abhange der beiden, den Eingang bildenden Felsen diesen Paß gegen das Andringen der Russen schützen sollten und an deren beiden Seiten sich ein freundliches Dorf an den steilen Abhängen hinaufwindet. Skender Bei und Jacoub Aga hatten vor einem Jahre diese Verschanzungen angelegt, namentlich Jacoub Aga hatte mir viel von seinem Aufenthalte in Tirnowa erzählt, kein Wunder also, wenn ich diese Werke ihres kriegerischen Genies mit ganz besonderen Augen betrachtete und alle kritischen Bemerkungen über die vielleicht nicht allzu günstige Lage dieser Bollwerke unterdrückte.

Wenn Tirnowa so schön war, wie es das Innere dieses Passes versprach, so waren meine Erwartungen übertroffen. Der helle Klang der Pferdehufe verrieth, daß ich mich auf einem Steindamm befand; aber was für einem Damm! Zu beiden

Seiten des schmalen Passes erhoben sich die steilen Felsen; rechts war die ganze Basaltwand mit dichtem Gesträuch, wie durch eine Tapete bekleidet; links wälzte sich die Jantra, ein sehr lebendiger und geschwätziger kleiner Gebirgsfluß, unterhalb eines wohl acht Fuß tiefen Ufers dahin, ergoß sich über colossale Felsblöcke, oder suchte sich den Weg zwischen diesen hindurch zu bahnen; dichtes und üppiges Rankengewächs überdacht hier und dort das klare Wasser, Ahorn-, Wallnuß-, Feigen- und Maulbeerbäume wölbten sich über dem Ufer, während auf der anderen Seite der Jantra sich wiederum die Felswand erhebt, begrünt bis zur Hälfte, indeß die zackigen Giebel nackt und drohend ins Thal hinab blicken. Alles athmete ein gesundes Leben in diesem Thale, Alles sah so frisch, so üppig aus, daß mir das Herz groß wurde. Ich liebe die Natur über Alles, aber sie muß nicht einförmig sein, ich sehe ihre Größe in ihren Absonderlichkeiten, denn wie bizarr sie in diesen auch zuweilen erscheinen mag, sie wird in ihren launenhaftesten Gestaltungen niemals unschön werden.

Dort hoch oben zur Linken, von den Felsspitzen überragt, liegt auf einem Abhange ein freundliches, originelles Gebäude mit flachen Dächern und einigen allerliebsten Thürmchen; die frischen, weißen Wände lachen so naiv in die Gegend hinein, Alles sieht so sauber, so feenhaft möchte ich sagen, aus; der Reflex der Sonne auf den Blechthürmchen überstrahlt das ganze Gebäude mit dem herrlichsten Schimmer. — Was ist das für ein Gebäude? Wem gehört dieses reizende Asyl? — Es ist ein „Monastir“, ein Kloster, sagt unser Begleiter, der Saptieh. So ist es also überall, draußen wie daheim; die Herren von der Kirche haben immer den besten Geschmack entwickelt, mochten sie Allah oder Zebaoth dienen. — Uebrigens habe ich Ursache, an dieser Aussage des Saptieh zu zweifeln, denn in Tirnowa wurde mir gesagt, diese Villa gehöre einem reichen Türken. Möglich, daß sie früher ein Kloster gewesen, möglich auch, daß das läng-

liche, weiße Gebäude, welches diesem schräg gegenüber auf der anderen Felsenwand so heimlich in dem dichten Grün liegt, das Kloster ist, denn dieses sieht mir schon mysteriöser aus und hat also mehr Recht, ein Kloster zu sein. Ich gönne dem Herrgott die schönsten Wohnungen hier auf Erden, aber es ist ja nicht nöthig, daß er allein darin wohnt; ist doch die Menschenseele nie froher und frommer, als wenn sie in lachender Umgebung athmet.

Eine gute Stunde dehnt sich der Paß dahin, immer dicht neben der redseligen Jantra, die der Weg nur dann unter sich läßt, wenn er die Höhen erklimmt, und dies beginnt er gegen das Ende des Thales. Immer steiler wird der Weg, immer tiefer braust die Jantra unter uns, zuweilen sogar zieht sich der schmale Pfad so dicht an dem Flußabhange dahin, daß man nicht ohne einen kleinen Schwindel in die Tiefe hinabschaut. Jetzt endlich biegt das Flüßchen ein wenig zur Linken, der Paß erweitert sich; abschüssig hinab dehnt sich ein kleines Wiesenthal, mit den laubigsten Bäumen bewachsen. Hier begann auch die Staffage: einige berittene Kawassen, mehrere der daheim so berüchtigt gewordenen „Tataren" sprengten an uns vorbei; von den Bäumen beschattet sah ich unter mir eine Gruppe türkischer Officiere in Hemdärmeln um ein Feuer sitzen, über welchem ein Lamm am Spieß gebraten wurde; die Jantra floß bereits etwa siebenhundert Fuß unter mir; türkische Soldaten badeten sich tief unten in ihren Strudeln, sie sahen wie Knaben aus; von der Sonnengluth halb versengt, hätte ich was drum gegeben, wenn ich in ihrer Haut gesteckt hätte. Wiederum erweiterte sich das Thal nach Links, wiederum steigerte sich der schmale Felsenpfad dicht unter der steil in die Höhe ragenden Basaltwand, während die Höhe links sich zu einem sanften mit Landhäusern und Gärten bedeckten Abhange gestaltete. Inmitten dieses tiefen Thales liegt ein ungeheurer Felsblock, man sieht es ihm an, daß er nicht dahin gehört, und in der That hat er einst eine Invasion in dieses friedliche Thal unter-

nommen, er ist vor Jahren von der Spitze der Felsenwand herabgestürzt und wird für alle Zeiten seinen Platz behaupten. Mehre andre Felsblöcke drohen, ihm von dort oben zu folgen; unwillkürlich bückt sich der Reiter, wenn er sich unter ihnen befindet, er möchte das Pferd veranlassen, leiser aufzutreten, um nicht die Giganten über sich herab zu locken. Endlich begrenzt sich vor uns der Paß durch hohe Felsenwände, von starken Schanzen weht der Halbmond mit dem Stern in rothem Felde, von allen Seiten schaut der eherne Osmanentrotz herab; links zwischen den Bergwänden glänzt auf der Höhe ein freundliches Minaret — das ist Tirnowa! — Gleichzeitig beginnen auf der rechten Seite, dicht über dem Wege die Häuser, sie kleben wie Schwalbennester an dem Abhange; kaum ist die Höhe desselben erreicht, so befindet man sich in der Stadt.

Eine enge Straße nimmt den Reisenden auf. Hier ist schon weniger von den elenden Türkenbaracken zu sehen; die Häuser sind zwar von Holz, aber sie sehen alle so einladend aus, es war mir, als sei ich wieder in eine niederländische Stadt versetzt; Blumen bedecken die offenen Fenster, die flachen Dächer, und hinter ihnen schauen viel lächelnde Mädchengesichter heraus; alle scheinen sie ganz verwundert zu fragen: Um Gotteswillen, woher kommt denn Ihr? — Der Pferdehuf dröhnt auf dem schlechten Pflaster, der Saptieh setzt eine wichtige Amtsmiene auf und zieht die Hälse seiner Pistolen recht weit und achtunggebietend aus dem Gürtel, alle Fenster beleben sich mit neugierigen Gesichtern, türkische, armenische, griechische und bulgarische Handelsleute schauen in ihren offenen Läden auf, die Schneider lassen die Nadeln ruhen, die Schuster stellen das Hämmern ein, Alle blicken sie den Fremden nach und erzählen sich, das könnten unmöglich Andere als Inglis oder Franzis sein — in fünf Minuten weiß die ganze Stadt, daß solche angekommen und vor dem Serai des Pascha abgestiegen sind, sie müßten also wohl nicht etwas ganz Gewöhn-

liches sein, so hätten sie auch gar nicht ausgesehen, die Inglis und Franzis seien alle ganz wunderliche Leute, obgleich sie die Nase mitten im Gesicht trügen u. s. w. —

Meiner Gewohnheit und der sehr nachahmenswerthen türkischen Sitte gemäß, dem Fremden sofort ein gastliches, kostenfreies Obdach einzuräumen, begab ich mich sofort zum Konak Galib Pascha's, den wir nach einer halsbrechenden Passage dieser engen auf- und abstrebenden Gassen erreichten. Ein großes schmuzig roth angestrichenes Gebäude, vor welchem mehre Schildwachen standen, wurde uns als Pascha-Konak bezeichnet; wir stiegen ab. Ueber den Hof gehend, dessen eine Seite eine Caserne bildet, während die andere, einem schlechten Schweizerhause gleichend, die Wohnung des Pascha's ist, stiegen wir eine morsche Holztreppe hinan und fanden Galib Pascha im Begriff auszureiten. Wir fragten nach dem Dragoman, präsentirten durch dessen Vermittelung dem Pascha unsere Reisepässe und als diese „pecki" (sehr gut) befunden wurden, führte uns der Dragoman mit einem Kawassen zu der für uns bestimmten, sehr geräumigen Wohnung, aus deren Fenstern ich gerade auf die Ruine des alten genuesischen Castells hinabblickte. Von dem Dragoman, einem sehr gebildeten, Französisch sprechenden, jungen Bulgaren, sowie von zwei Aerzten (einem Italiener und einem Ungarn) begleitet, die mit ihrem Regiment auf dem Wege nach Schumla waren, auf einem grünen Abhange ihre Zelte aufgeschlagen hatten und sogleich herbeikamen, als sie hörten, es seien Franken angekommen — von diesen Herren begleitet, machte ich noch an dem späten Nachmittage eine Promenade durch die Straßen der Stadt. Von ihnen auch hörten wir, daß die Widdin-Kalafater Truppen bereits seit mehreren Tagen hier durchpassirt seien. — Tirnowa ist die ehemalige Residenz der Bulgarischen Könige, die „heilige Stadt"; hier herrscht ein Luxus in den Besestans und Bazaren, wie ich ihn weder in Widdin, noch in Schumla oder

Varna gefunden, hier hat Alles schon einen konstantinopolitanischen Miniatur-Zuschnitt. Was mir meinen Aufenthalt dort besonders angenehm machte, war das Bulgarenthum; zwar war ich unterwegs kein Freund desselben geworden, denn ich hatte dieses meist in seiner abschreckendsten Gestalt, dem Bauernthum, gesehen, aber hier entfaltete es sich so ganz anders, gewissermaßen luxuriös; hier war es offenbar in seiner Blüthe; hier zeigte es so viel Wohlhabenheit, so viel Sauberkeit und Geschmack, wie ich sie nicht wieder gefunden. Die bulgarische Bevölkerung ist überwiegend, denn die Türken wohnen nur in einzelnen besonderen Stadttheilen. Während die übrigen bulgarischen Städte einen so verschlossenen, stillen Anblick gewähren, schaut uns hier Alles so frisch und lebendig an, die Straßen sind belebt; es herrscht eine weit größere Reinlichkeit als an der Donau, man sieht Häuser von europäischem Styl, sogar mit Luxus und Geschmack gebaut, und mit Verwunderung habe ich mir das im Bau befindliche Haus eines Griechen betrachtet, das sogar gothische Fenster und einen Balkon erhielt! Man muß wissen, was dies im Innern der Türkei sagen will! Unter Anderem sah ich auch die Apotheke (das hervorragendste Gebäude nächst dem Pascha-Serai) in einem Zustande, um welchen sie von denen in Pera fast beneidet werden könnte.

Während der drei Tage unserer Anwesenheit hatten wir uns in Tirnowa schon recht hübsch eingebürgert, Jeder kannte uns, wußte, daß wir nach Schumla zu Omer Pascha wollten und zollte uns seine unverkennbare Hochachtung. Ganz besonders habe ich mich über den besseren Comment gefreut, der hier in dem Bulgarenthum herrscht; hatte ich mich einmal in diesen labyrinthischen Straßen verirrt und war ich irrthümlicherweise im Thal anstatt auf der Höhe angelangt, so wies man mich freundlich zurecht und begleitete mich; die Bulgaren der niedrigsten Classe erhoben sich von dem Straßenpflaster vor ihren Thüren, und grüß-

ten mich sehr respectvoll, wenn ich vorbei ging, eine Artigkeit, die ich natürlich mit der nöthigen Herablassung erwiderte.

Tirnowa's Oertlichkeit zu beschreiben ist eine schwierige Aufgabe; ich wollte diese so eigenthümlich gelegene Stadt zeichnen, fand aber lange nicht den geeigneten Standpunkt; endlich brachte ich eine Skizze zu Stande; mußte dieselbe aber dem Dragoman schenken. Die Stadt liegt in einem großen Kessel, durch welchen sich die Jantra schlängelt; in dieses Thal ragt ein großer Felsen weit hinein, dessen Spitze durch eine Brücke mit dem gegenüberliegenden Abhange verbunden ist, sodaß er das Thal fast durchschneidet und unter sich nur Raum für das Bette des kleinen Flusses läßt. Rund herum ist der Abhang bis tief ins Thal hinein bebaut, der Felsen ist auf beiden Seiten und auf der Höhe mit Häusern und Straßen bedeckt, überall, wohin und von welchem Standpunkte man auch blickt, sieht man die Häuser terrassenförmig an den Bergwänden hangen; bald steht man hoch über den Spitzen der Minarets, bald schaut man von unten im Thal zu den Häusern an den Gipfeln hinauf; überall klebt ein Stückchen Stadt an den Abhängen. Die herrlichste Aussicht hat man von dem Felsenwege an beiden Seiten der Bergzunge, welche sich in das Thal hineinstreckt; von hier aus sieht man die untersten Häuser am Bette der Jantra in einer Tiefe von über tausend Fuß daliegen — ein zauberhafter Anblick wenn die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in diesen bunten Felsenkessel hinabschickt.

Ich hatte nur von dem genuesischen Castell gehört, dessen Ueberbleibsel ich auch näher untersuchte, obgleich ich sie von meinem Fenster aus vor Augen hatte; eine große Entdeckung glaubte ich aber zu machen, als ich über die etwa achthundert Fuß hohe mit colossalen Steinmauern und alterthümlichem, massivem Bauwerk bedeckte Brücke ging und hier römische Ueberreste zu finden hoffte. Anfangs bestärkte Alles diese Annahme, als ich aber

weiter hinauf stieg, fand ich über den Quadern nicht nur den echt türkischen, dick geklexten Kitt, sondern auch die abscheulichen Holzlagen, mit welchen die orientalischen Architekten neuerer Zeit ihre gelungensten Bauwerke verunstalteten. Der einzige unbebaute Fleck in diesem Kessel ist die mit dem üppigsten Grün bedeckte Bergwand zur Rechten; auf ihrem Gipfel befindet sich eine colossale Schanze, deren wehende rothe Fahne einen herrlichen Contrast mit dem grünen Berggewande bildet; der Rücken dieses Berges war damals mit den Zelten der von Sophia und Nissa her durchziehenden Truppen bedeckt, die aus der Ferne wie große Pilze erschienen.

Bei unserer Ankunft in Tirnowa hatten wir nach dem französischen Consularbeamten gefragt, der während ich auf der Donau schwamm, in Widdin angekommen und von da nach Tirnowa gereist war, wohin er von seiner Regierung geschickt worden. — Niemand wußte von ihm, allem Anscheine nach mußte er unterwegs verunglückt sein. — Mit unserer Wohnung hatten wir alle Ursache, zufrieden zu sein; sie bestand aus einem großen Zimmer, an dessen drei Wänden sich ein breiter Diwan hinzog; in diesem Zimmer besaßen wir einen unerhörten Luxus — einen Tisch, und ebenso wurden uns zum Essen Messer und Gabel verabreicht; ein beispielloses Ereigniß inmitten der Türkei. Unsere Freude über den bequemen Diwan sollte zwar schon in der ersten Nacht ein wenig gedämpft werden, denn während unseres Schlafes bevölkerten sich die Polster mit Legionen von Wanzen und Flöhen, indeß über diese Kleinigkeiten lernte man sich nach gerade hinweg setzen, denn während unsers Campirens in den Bulgaren-Semliks war jede Nacht durch ein heißes und blutiges Gefecht mit dieser leichten und irregulären Cavalerie bezeichnet gewesen. Unser Wirth in Tirnowa war ein Bulgar, und dies eben erklärt die Anwesenheit obiger Luxusartikel; Herr Jovan schien eine Art von Khan feineren Styls, zu besitzen,

etwa dasselbe, was wir auf deutsch Hôtel garni nennen, denn es wohnten außer uns verschiedene bulgarische und griechische Gentlemen im Hause, mit denen wir aber jegliche Gemeinschaft von vorn herein abschnitten. Herr Jovan war ein colossaler, klobiger Mensch von ganz außergewöhnlichen Proportionen; als wir sein Haus betraten, kam er uns an einem Stock entgegen gehinkt und klagte uns, daß er in voriger Woche, als Skender Bei hier durchmarschirt sei, eine Einquartirung von vierzig Baschi Bosuks bekommen habe, die beim Abzuge jedoch ihre Zeche nicht hatten bezahlen wollen und ihn, als er Schwierigkeiten machte, jämmerlich durchgebläuet hätten — ohne Zweifel eine sehr billige Manier, seine Zeche zu liquidiren. Wir bedauerten den armen Mann, denn er war wirklich ganz lahm geschlagen; Dr. E. ließ es sich auch sogar angelegen sein, ihn durch kalte Umschläge von seinen Leiden zu befreien, doch reichten die vier Tage unseres Aufenthaltes hin, um endlich zu einer Ueberzeugung zu gelangen, die mit den Ansichten der Baschi Bosuks sehr conform — dieser Beutelabschneider machte uns nämlich eine Rechnung, die wir große Lust hatten, mit derselben nachhaltigen Münze der Irregulären zu bezahlen.

Herr Jovan incommodirte uns übrigens mit seiner Gegenwart sehr wenig; seine Frau und seine Dienerin ließen sich unsere Aufwartung angelegen sein. Erstere mußte einmal sehr schön gewesen sein; zu unserem Erstaunen aber verstanden Beide kein Wort Türkisch, sie sprachen nur Bulgarisch und also war es doppelt schwer, ihnen unsere Wünsche deutlich zu machen. Der Zufall führte mir eines Tages einen deutsch sprechenden Buchbinder in den Weg, als dieser sich bei einem Pferdehändler einfand, um in meinem Pferdehandel zu dolmetschen. Dieser Mann, ein Semliner, besuchte mich zuweilen, durch ihn ließ ich meine in der Schreckensnacht auf der Donau gänzlich derangirte türkische

Grammatik einbinden und der Mann war so bescheiden, für einen miserablen Pappband nur achtzehn Piaster zu fordern.

Natürlich benutzten wir die ersichtliche Kochkunst der Wirthin, um einmal in den ewigen Schöpsenbraten eine Variation zu bringen: wir wollten nichts mehr und nichts weniger als eine Mehlspeise gebacken haben. Aber wie war dies zu erreichen? Vergebens suchten wir der Dienerin den Proceß des Mehlspeisebackens einleuchtend zu machen, es war ihr nicht möglich zu begreifen, was für ein wunderliches Gericht wir eigentlich verlangten. Die Wirthin wurde herbei gerufen, auch ihr wurden die nöthigen Zuthaten einer Mehlspeise in türkischer (ihr schwer verständlicher) Sprache aufgezählt, dann die Pantomime gemacht, daß das Ganze schließlich durcheinander gerührt und aufs Feuer gestellt werde — Alles umsonst; unsere Aussichten auf eine Mehlspeise trübten sich immer mehr. Endlich verfielen wir auf einen Ausweg: der Dolmetsch des Pascha's wurde geholt; er begriff unsere extravaganten Gelüste und durch seine Vermittelung kam am Abend eine Schüssel mit Eierspeise auf unsere Tafel, die zwar sehr exotisch, aber doch ganz gut schmeckte. Sehr viel ruhiger in unseren Herzen streckten wir uns zur Nacht auf unseren Diwan, denn wir hatten ja das Schwierigste erreicht.

Zu unseren Bekanntschaften in Tirnowa gehörte ein Officier, der uns schon am ersten Abende seine Aufwartung machte, indem er mit seinem Nargileh in der Hand in unser Zimmer trat, die Beine auf dem Diwan unter sich kreuzte und nun mit uns eine Unterhaltung begann, die sich wesentlich auf den Krieg bezog. Der Ehrenmann kam öfter, saß eine Stunde bei uns und ging dann wieder; in seinem Aeußeren sah er sehr reducirt aus, denn seine Uniform war so schäbig wie die der meisten türkischen Officiere. Am Morgen unserer Abreise trat plötzlich ein Mann, in höchster Gala herein: er trug einen von Gold strotzenden Waffenrock, mit großen goldenen Patronbehältern auf der Brust,

ein goldnes Säbelgehänge — mit einem Wort: er war ganz in Gold genäht. Zu meinem Erstaunen erkannte ich in ihm unsern alten Freund. „Maschallah, tschok güsell!" (mein Gott, wie schön!) rief ich bewundernd aus. „Bilirsen?" (meinst Du?) antwortete er selbstbewußt, setzte sich zu uns und ließ sich sein, diesmal sehr reiches, mit Silber besetztes Nargileh bringen. Jetzt erfuhren wir, daß er der Kawaß-Baschi des Pascha's, (Oberhaupt der Kawassen) sei und daß er uns seinen Abschiedsbesuch machen wolle, um sich zu überzeugen, ob unsere Abreise auch gut von Statten gehe. Das war sehr liebenswürdig von ihm. Da wir noch auf unsere Pferde warteten, so versprach er in einer Stunde noch einmal wieder zu kommen, und ging.

Inzwischen begaben wir uns zum Serai, um uns von Galib Pascha zu verabschieden, unsere Pässe abzuholen und ein neues Bujurulteh zu empfangen, nämlich den Befehl des Pascha's an alle Behörden, durch deren Städte wir kamen, uns nicht nur Postpferde, sondern auch einen Landgensdarmen zu unserer Sicherheit zu geben. Galib Pascha — ein junger Mann, der erst vor einigen Jahren von Konstantinopel auf diesen Posten geschickt worden und die Carriere vieler anderen türkischen Paschas gemacht hatte, nämlich ehedem Diwan-Effendi, d. h. Secretair eines einflußreichen Pascha's gewesen, als ein hübscher junger Mann diesem sehr persönliche Dienste geleistet und nun für solche belohnt war — Galib ist ein ganz liebenswürdiger Türke, er trägt den Nischam Medschidie auf der Brust, erscheint nur in blauem Waffenrock, weißen Beinkleidern und Lackstiefeln und trägt eine Brille, unter der er seine geschwollenen Augen verbirgt; er muß sehr ungesund sein, denn den feinen Teint seines Gesichts bedecken kleine rothe Beulen, offenbar die Folge eines Misbrauchs, den er mit seiner Gesundheit getrieben. Galib war, als wir in das Serai kamen, noch in seinem Harem, denn es war noch Ramasan und vor Mittag verläßt während dieser

Zeit kein Pascha seine „Wohnung der Glückseligkeit". Indeß lagen unsere Bujurulteh und unsere Päße schon bereit und als wir zurückkehrten, standen die Postpferde mit den für sechshundert Piaster von uns gekauften, neuen türkischen Sätteln und dem rothen glänzenden Geschirr bereits vor der Thür. Wir eilten hinauf, ließen unsere Sachen auf das Gepäckpferd bringen und staunten über die colossale Zeche, welche uns die Frau Wirthin abforderte. Wir waren keineswegs der Meinung, uns prellen zu lassen, wendeten uns sogleich an den eintretenden Dragoman und dieser strich der Wirthin sofort den dritten Theil der Rechnung im Namen des Pascha's, der es nicht zugeben könne, daß man unter seinem Schutze stehende Gäste zu schnüren suche. In dieser Rechnung figurirte die Mehlspeise allein mit dreißig Piastern, die nun auf funfzehn reducirt wurden.

Auch unser Kawaß-Baschi fand sich wieder ein; der Saptieh, bis an die Zähne bewaffnet, und der Postillon saßen bereits zu Pferde, wir bezahlten dieselben im Voraus (zwei und einen halben Piaster pro Stunde für jedes Pferd) bis zu einem sechs Stunden entfernten, auf der Hälfte des Weges nach Osman Basar belegenen Dorfe. Um acht Uhr saßen wir zu Pferde, reichten dem Kawaß-Baschi und dem Dragoman zum Abschied die Hand und angeführt von dem Sürüdschi (Postillon), der mit lautem „Ohaije!" der Welt verkündete, daß die kaiserlich ottomanische Post komme, gefolgt von dem Saptieh, der stolz auf unsere achtunggebietende, sechs Pferde starke Karawane um sich blickte, ritten wir durch die halsbrechenden, steil bergauf und bergab führenden Straßen, kauften unterwegs von einem Ekmekschi (Bäcker) noch einige kleine Brote und gewannen endlich die Höhe vor der Stadt.

Mir war Tirnowa so lieb geworden, daß ich gern vierzehn Tage hier verweilt hätte; aber „das Schicksal riß mich fort". Noch einen langen, sehnsüchtigen Blick that ich von der Höhe in

das reizende Thal zurück — da lag Tirnowa schön wie eine Feenstadt zu meinen Füßen, da schlängelte sich die redselige Jantra tief unten in ihrem felsigen Bette. Ja, Tirnowa ist schön, noch schöner sind die wilden Ufer der schäumenden Jantra, am schönsten aber sind Tirnowa's schwarzäugige Töchter und deshalb nenne ich Tirnowa die Blume des Balkans.

IV.

Auf den Vorhöhen des Hämus.

Ein Nachtquartier. — Leistungen in der höheren Kochkunst. — Der Mudir von Osman-Basar. — Erste Schwalbe der Westmächte. — Felsenpartien. — In Dschumaja. — Alte Weiber. — Wie die Bulgaren die Gastfreundschaft verstehen. — Wundersame Neuigkeiten. — Wieder über Berg und Thal. — Die ersten Schanzen des Hauptquartiers. — Der Puls des „kranken Mannes". — Der Baschi-Bosuk-Markt. — Im Platz-Commando. — Ein vornehmer Museljüngling. — Der Schlaf des Gerechten.

Da wir heute nur sechs Stunden zu machen hatten, so übereilten wir uns nicht, sondern genossen mit ganzer Ruhe die herrliche Aussicht auf die uns umgebenden Bergmassen. Der Weg zog sich anfangs auf einem hohen Bergrücken dahin, dann aber begann er sich zu senken und wieder zu heben; oft durchritten wir wahrhaft paradiesische Thäler, und unausgesetzt behielt die Landschaft einen wilden, bergigen Charakter ohne alle Schroffheit. Bei guter Zeit langten wir in dem Dorfe an, wo wir übernachten und die Pferde wechseln wollten; dies lag in einem herrlichen, grünen Thal, das mich lebhaft an Thüringen erinnerte. Unser Sürüdschi trennte sich hier von uns, der Saptieh hingegen sollte uns noch bis Osman-Basar begleiten. Wir wurden in einem hölzernen Bulgarenhause einquartirt und zwar in der offenen

Galerie, dem baufälligen Tschardack, von welchem wir das ganze üppige Thal übersehen konnten. Wir waren heute durch die schönsten Gefilde gekommen, in denen das Unkraut fünf Fuß hoch wucherte, selten aber und nur in der Umgebung der spärlich gesäeten Dörfer sahen wir diesen fruchtbaren Boden bebaut. Alles lag in seiner ursprünglichen Wildheit da und hatte vielleicht noch nie ein Korn in seinem Schoose gesehen. Hier giebt es Landstrecken, in denen nicht hundert Menschen auf der Quadratmeile wohnen, und dennoch könnten Tausende auf ihnen im Wohlstande, vielleicht im Ueberfluß leben! —

Unser Wirth war ein gutmüthiger Bulgar, dessen Vermögen in dem kleinen Hofe und einer kleinen Kuhheerde zu bestehen schien. Wir hatten es uns bald in dem Tschardak bequem gemacht, requirirten sogleich einige große Krüge voll warmer Milch und holten, nachdem diese genossen, unsere Kaffeekessel hervor, um uns den Kaffee selbst zu bereiten, da derselbe wohl bei jedem Türken, aber selten bei den Bulgaren zu haben ist; aus dieser Rücksicht führten wir denn auch eine Blechdose voll Kaffee und Zucker bei uns. Unsere Bedienung mußte die Tochter des Wirthes, eine kleine hübsche Bulgarin von höchstens siebzehn Jahren, übernehmen, welcher der rothe Kopfputz mit dem weißen Deckel, eine Art steifes Barett, ganz allerliebst stand. Sie brachte uns Käse, Brot und Kirschen und vermied aufs schüchternste, mit uns in Berührung zu kommen; trotzdem bemerkte ich, wie neugierig sie uns aus ihrem Versteck in der Küche zuschaute. Kein Wunder, es mochte nicht oft passiren, daß sie hier in ihrem Balkanthal mit so wunderlichen Menschen zu thun hatte. Trotz meiner Ermüdung war ich doch sehr gut gelaunt; während ich mich in der Küche ans Feuer setzte, um meinen Kaffee zu kochen, sprang sie auf und ließ ihr über dem Feuer brodelndes Abendbrot im Stich; ich gab mir alle Mühe, sie wieder an ihren Posten zu bringen, und suchte ihr, während wir Beide mit unseren Koch-

angelegenheiten beschäftigt waren, den Hof zu machen, was allerdings in äußerst zarter und vorsichtiger Weise geschehen mußte. Anfangs konnten wir Beide durchaus nicht d'accord werden, die Kleine war so schüchtern, daß sie jeden Augenblick auf dem Sprunge stand; ihre Hand zitterte sichtbar, als sie mir mit ihrer Feuerzange die Kohle reichte, um mir meine Papiercigarre anzustecken. Ich schaute sie an und lachte; ich mußte ihr gar zu närrisch erscheinen, denn sie fing ebenfalls an zu lachen und von dem Augenblicke an waren wir dermaßen befreundet, daß sie sich sogar verleiten ließ, mir einen Kuß zu geben, als ich ihr durch allerlei, zwar sprachlich mitunter unverständliche, Vernunftgründe auseinander gesetzt hatte, daß dies durchaus nichts Böses sei und daß dies bei mir zu Hause jedes hübsche Mädchen thun müsse. Ob sie gerade dies überzeugte, weiß ich nicht, genug, wir kochten so fleißig und gemüthlich nebeneinander in der düstern Küche, daß mein Kaffee schon zweimal übergelaufen war, ehe ich bemerkte, daß er fertig sei. Als wir uns später im Tschardack niedergelegt und uns zum Schlafen in unsere Mäntel gehüllt hatten, brachte die Kleine eine einen Fuß hohe, runde Holzschale heraus, auf welcher in der Türkei immer gespeist wird; beim Schein einer neben ihnen stehenden Laterne speiste sie mit ihren Eltern auf dem Boden des Tschardak und zwar so in unserer Nähe, daß wir das Zuschauen hatten.

Früh am anderen Morgen um elf Uhr türkisch, also etwa um vier Uhr nach unserer Rechnung, saßen wir wieder zu Pferde und erreichten nach einem scharfen Ritt um Mittag Osman-Basar, ein kleines hochgelegenes Städtchen. Hier führte uns der Sürüdschi in ein Kaffeehaus, wo wir das Wechseln der Pferde abwarten wollten. In dem oberen Stock des Hauses kam uns ein Mann sehr freundlich entgegen, den wir für den Kahvedschi (Kaffeewirth) hielten; wir verlangten von ihm Milch und Eier, er bedeutete uns, daß dies nicht bei ihm zu haben sei; schon ge-

wohnt an die Schwierigkeiten fauler Türken und aus Erfahrung wissend, daß gegen solche eine rücksichtslose Grobheit am meisten hilft, schnauzten wir den Mann aufs derbste an und erwarteten das Verlangte auf der Stelle. Er sendete einen Kawassen fort, der auf der Hausflur saß, und nach zehn Minuten hatten wir ein delicates, wenn auch sehr frugales Mahl. Ehe wir uns auf unsere Sättel legten, um uns von dem heftigen Sonnenbrande und der Ermüdung zu erholen, forderte er uns die Pässe ab und ging damit in ein verschlossenes Zimmer, postirte aber vorher den Kawassen auf die Diele, der Acht geben mußte, daß die nach dem Zimmer des Café gehenden Türken leise auftraten, damit sie unseren Schlummer nicht störten. Endlich nach einer Stunde kamen die neuen Pferde, ein neuer Saptieh und ein neuer Sürüdschi im Hofe an. Alles dies hatte uns unser Wirth besorgt, ohne daß wir einen Schritt zu thun brauchten. Dieser brachte uns jetzt unsere Pässe und das überall sehr wirksame Bujurulteh zurück, und als wir nach der Zeche fragten, antwortete er uns, wir seien s e i n e, des M u d i r s (des Ortsvorstehers) Gäste gewesen. Für die Grobheiten, die wir ihm bei unserer Ankunft gesagt hatten, war dies eine edle, beschämende Revanche; indeß in der Türkei wird man ziemlich abgebrüht und wir nahmen uns unser Unrecht nicht sehr zu Herzen.

Wiederum saßen wir im Sattel, der Sürüdschi schrie uns voran sein „Ohaije!“ und da wir uns bald auf einem sehr waldigen und schattigen Plateau befanden, so ließen wir die Pferde ausgreifen, um noch vor der Dunkelheit in D s c h u m a j a, der letzten Station vor Schumla, zu sein. Der Sürüdschi war ein fauler Schlingel, als er aber sah, daß wir ihm keine Ruhe ließen und ihm ein barsches „Haide!“ nach dem andern zuriefen, auch wohl zuweilen seinem Gaul von hinten einige Hiebe mit der Reitpeitsche beibrachten, so setzte auch er sich in Galopp, bis uns endlich das Terrain seine Schwierigkeiten entgegenstellte. — Auf die-

sem Plateau begegnete ich dem ersten Lebenszeichen der Westmächte im Orient, nämlich einem englischen Colonel, Namens Lyonel, der in Begleitung verschiedener türkischer Officiere nach Tirnowa ritt, um dort Pferde anzukaufen. Wir wechselten einige Worte, erfuhren von ihm, daß die Westmächte noch in Varna, respective jenseits des Balkans lagerten, also noch nicht in Schumla seien, wie wir erwartet hatten, und setzten dann unsern Weg fort.

Je weiter wir gen Osten kamen, desto schroffer wurden die Vorhöhen des Balkans, auf denen wir dahin ritten. Dann und wann ragte uns zur Rechten ein hoher, schneebedeckter Gipfel aus den Bergmassen hervor und verschwand wieder im Gewölk. Reicher und mannigfaltiger wurden die Felsmassen auf unserem Wege, oft kletterten unsere Pferde auf dem kaum drei Fuß breiten Felsstege dicht an steilen Abhängen dahin — ein Fehltritt, und wir lagen in der Tiefe, in welcher schäumend der Gebirgsbach rauschte. Die Hufschläge der Pferde hallten auf dem harten Felsboden wieder, gleich Gemsen kletterten sie die steilen Abhänge hinunter; es schien diesen behenden Thieren sogar lieber, wenn man im Sattel blieb, denn glitt der Reiter, das Thier am Zaume führend, auf diesen schroffen Wänden aus, so verlor auch das Thier seine Sicherheit und Reiter und Pferd rollten vielleicht auf dem scharfen Kies hinab. Oft führte der Weg in schmalen Pässen, auf beiden Seiten eng umragt von hohen und drohenden Felsspitzen, die jeden Augenblick herabzustürzen drohten, durch breite Bäche, in welchen die Pferde bis zum Sattelgurt wateten, und dann endlich wieder eine Strecke durch lachende Triften mit der üppigsten Tropenvegetation.

So erreichten wir gegen Abend die blühende Hochebene, auf welcher das Städtchen Dschumaja am Fuße eines Bergrückens liegt, und gewannen, quer durch den ausgedehnten Kirchhof und über seine zerbrochenen, beturbanten Leichensteine reitend, die ersten Häuser

dieses, einen durchaus bulgarischen Anstrich tragenden Ortes. Unser Weg ging natürlich zuerst zum Mudir, dem Ortsvorsteher, der für eine Wohnung zu sorgen hatte. Wie man ohne diese weise Einrichtung bei den Bulgaren ein Obdach finden würde, ist mir nicht erklärlich, denn nach gerade war ich es schon gewohnt, in den Häusern, in welchen ich einquartirt wurde, mit unwirschen Gesichtern, ja sogar mit Grobheiten empfangen zu werden, die mir aber stets höchst gleichgiltig waren. „Sara yok, oturim burda!“ (Schad't nichts, ich bleibe hier!) war in der Regel meine trockene Antwort auf alle Grobheiten, die dem türkischen Kawassen gesagt wurden, wenn er mich in irgend ein Bulgarenhaus führte; mit Dickhäutigkeit trat ich auf und mit Liebenswürdigkeit schied ich, wenn man sich diese durch gute Bedienung verdient hatte. Aehnlich ging's uns auch in Dschumaja wieder. Der Mudir, ein alter weißbärtiger Türke, saß auf seinem Jastik (Polster) zählte Geld und schien mit mehreren anderen Türken, die alle mit kostbaren Nargilehs um ihn saßen, eifrig beschäftigt; im Hofe standen eine Anzahl Kawassen, die bei Seite traten, als wir fünf Mann hoch einrückten. Wir mußten Platz nehmen und man servirte uns Kaffee; darauf bestiegen wir wieder unsere Pferde, geleitet von einem Bulgaren, der den Auftrag hatte, uns einzuquartieren.

Mit großem Geschrei mehrerer alter Weiber wurden wir in dem betreffenden Hause empfangen, sie protestirten mit Händen und Füßen gegen diese Einquartirung. Wir ließen uns nicht irre machen, requirirten eine Decke, warfen uns auf diese und trieben die Weiber zur Eile. Während diese sich endlich in ihr Schicksal fanden und der Sürüdschi und der Saptieh beschäftigt waren, unsere Sättel und unser Gepäck hereinzutragen, kam von einem Nachbarhause, von dessen Veranda man das Unglück der alten Weiber mit angesehen, die Botschaft, wir sollten doch hinüber kommen, man werde uns dort gern aufnehmen. „Pecki!“

riefen wir, erhoben uns, gingen in das andere Haus und sahen uns hier in der aufmerksamsten Umgebung. Durch unsere Beihilfe und auf unsere specielle und genaue Angabe wurden die behufigen Eier und warme Milch bereitet und im Tschardack verzehrt. Darauf streckten wir uns in dem geräumigen, hübschen Zimmer auf die Polster und lagen alsbald, ermattet durch einen dreitägigen, forcirten Ritt, im tiefsten Schlummer. —

Postpferde, Sürüdschi und Saptieh waren hier trotz dem Bujurulteh nicht zu bekommen, weil die ganze Post streng für den Dienst der Adjutanten und Tataren reservirt wurde; wir miethetendaher die Pferde von Bulgaren und machten uns frühzeitig, um drei Uhr, auf den Weg, geführt von einem alten Mann, der hoch oben auf dem Gepäck unseres Lastpferdes saß. Hier in Dschumaja hatte uns am Abend eine ganz wundersame Mähr getroffen, von der wir schon in Osman Basar, jedoch sehr düster, hatten munkeln hören. Die Türken (die Bulgaren wollten nichts davon wissen) erzählten uns nämlich von einem ungeheueren Siege, den sie bei Silistria vor einigen Tagen erfochten hätten; 20,000 Moskows sollten in dieser Schlacht gefallen, 10,000 gefangen, die Moskows übrigens gänzlich zurückgeschlagen worden sein. — Hatten die Russen einen so colossalen Sturm auf Silistria unternommen, oder hatten die Belagerten einen so undenkbar massenhaften Ausfall gemacht? Dies war nicht zu erfahren, die Türken blieben immer bei den 20,000 Gefallenen und den 10,000 Gefangenen.

Interessanter noch als die ganze bisherige Reise am Fuße des Hämus entlang, aber auch viel beschwerlicher war die Strecke von Dschumaja nach Schumla, die eigenlich nur in einem ununterbrochenen Hinauf- und Hinabklettern der großen, mit niederem Laubholz bewachsenen Felsmassen bestand. Hier und dort erhob sich ein Adler, aufgescheucht aus seinem Horst — ein Fuchs lief scheu über den schmalen Pfad von dem einem Dickicht in das

andere —, eine große Schildkröte schaute sinnend aus dem dichten Grase in den Weg und kehrte diesem ebenso phlegmatisch wieder den Rücken — von der Höhe herab kamen einige reisende Griechen, mit einer wahrhaft furchtbaren Gensdarmengarde umgeben — eine türkische Dorffamilie rastete am Brunnen — einige reisende Baschi Bosuks, die Ritter der Landstraße, lagerten am Wege und überschlugen bei unserer Ankunft, wie viel wohl bei einer gründlichen Ausplünderung dieser reisenden Giaurs zu lucriren sei — das Pferd stutzte plötzlich, sprang scheu an der Felswand hinauf und wollte um keinen Preis von der Stelle, denn etwa funfzig Schritte davon witterte es das Aas eines von den Tataren todt gehetzten und im Wege liegengebliebenen Gaules — ein paar Zigeuner kamen mit einem Esel daher und bettelten uns an, das Pferd war wieder nicht von der Stelle zu bringen, vielleicht mochte es sich einmal mit einem anderen Esel erzürnt und deshalb dem ganzen Geschlechte der Esel ewige Verachtung geschworen haben — ein Schuß fiel plötzlich hinter mir im Thal, während ich einsam den Berg hinan ritt, schnell wendete ich das Pferd und eilte hinab, in der Besorgung, daß meine Reisegefährten oder unser Gepäck überfallen seien, auch meine Cameraden waren stutzig, der Schuß war dicht hinter ihnen gefallen, kein Schütze aber ließ sich sehen.

Dies waren die einzigen Begegnisse auf der Strecke von Dschumaja nach Schumla und doch war diese Straße noch am meisten belebt, denn auf der vorigen waren uns höchstens ein paar umherstreifende Wegelagerer begegnet. Oede und todt war dieses ganze Paradies — und dennoch konnten wir kaum noch eine Stunde vom Hauptquartier entfernt sein.

Endlich mußte das Ziel erreicht sein, dort, jenes Thal, um welches ich von der Höhe den Felsenrand sich winden sah, dort in jenem Thal mußte Schumla liegen. Erwartungsvoll erreichte ich die Tiefe und machte meinen letzten Angriff bergauf. Mit

einer gewissen heiligen Andacht hatte schon daheim mein Auge stets auf all Dem geruht, was aus Schumla verlautete, ich glaube sogar, es interessirte mich damals mehr, Schumla als Konstantinopel zu sehen; jetzt, da ich endlich die letzten Höhen erreichte, hinter welchem dieses kriegerische Eldorado liegen sollte, jetzt beschlich mich unwillkürlich der Gedanke: so viel erwartest Du von Schumla, ist es nur möglich, daß alles Dieses in dem kleinen Thale begrenzt liegen kann, dessen jenseitige Höhen sich vor Dir ausdehnen? Mir fiel diese Frage schwer aufs Herz, vielleicht um so schwerer, da sie so unwillkürlich kam. Indeß ich philosophirte sie fort, gab dem Pferde die Sporen, und jagte die Höhe hinan. Victoria! Dort standen die beiden colossalen Schanzen von deren rothen Fahnen mir Stern und Halbmond entgegenwehten. Schon fürchtete ich mich, man werde von diesen Schanzen, wenn man mich so heran goloppiren sah, meiner Eile einen Dämpfer aufsetzen, aber nichts der Art geschah, ungehindert ritt ich zwischen die beiden etwa hundert Schritte von einander liegenden Erdwerke und stand plötzlich an dem steil hinab führenden Abhange.

Da lag Schumla dicht unter mir, aber nicht das Schumla, welches ich geträumt, ein Bild des großartigsten militairischen Treibens, wie ich es ja im türkischen Hauptquartier erwarten mußte — nein, eine friedliche Stadt, von der Mittagssonne beglänzt, mit vielen Minarets, freundlichen neuen Casernen, rings umschlossen von befestigten Höhen, im Uebrigen aber eine Stadt des tiefsten Friedens. So war ich denn jetzt bis zur Seele des großen im heftigsten Kampfe befindlichen Körpers gedrungen. Vergebens hatte ich während meines Umhertreibens in diesem Lande nach den nothwendigen Zuckungen dieses Körpers gesucht, ich hatte mich immer mit dem Gedanken getröstet: Du mußt nur nach Schumla kommen, dort liegt die Seele, dort muß sich das Leben äußern, wenn anders wirklich noch Leben in diesem Körper

ist. Jetzt also stand ich vor dieser Seele, und ich fand sie ruhig, als sei sie von kleinerlei Drangsalen agitirt.

Mir fielen die 20,000 Moskows ein, die vor einigen Tagen gefallen, und die 10,000, die man gefangen genommen. Wenn nun hiervon auch nur die Hälfte begründet war, konnte dies nicht genügen, um Schumla, das zunächst bedrohte, in einen Freudenrausch zu versetzen, der bei meiner Ankunft noch in voller Wirkung sein mußte? Wo war nun dieser Freudenrausch? Die Stadt lag ja so nüchtern dort unten, als habe sie nicht die geringste Ursach, aus ihre Alltäglichkeit zu gerathen. Kopfschüttelnd folgte ich dem Bulgaren, unsere Pferde kletterten den steilen Felsenweg hinab, in welchen hier und dort, damit die Pferde nicht strauchelten, eine Art Treppe gehauen war.

Nach einhalbstündigem Hinabklettern erreichten wir endlich die Stadt. Die Soldaten, welche uns begegneten, mochten uns für Officiere halten, denn sie blieben salutirend stehen. Ich suchte beim Eintritt in die Stadt vergebens nach einer Wache, die mich anrufen werde — es war keine vorhanden. Wer sich überhaupt von Schumla den Begriff macht, welchen wir mit einer Festung verbinden, der irrt sich, wie ich dies später detailliren werde.

Mehrere im türkischen Heere dienende Officiere, welche sich gegenwärtig hier im Hauptquartier befanden, hatten mir, als wir uns trennten, die Weisung gegeben, bei meiner Ankunft in Schumla nur sofort nach ihrer Wohnung zu fragen; wir erkundigten uns nach Skender Bei, der mit seinen Baschi Bosuks hier eingetroffen sein mußte, erfuhren aber, daß er im Lager sei; da ich dasselbe auch von anderen bekannten Officieren vermuthen mußte, so beschlossen wir, uns direct zum Platz-Commando zu begeben und uns dort eine Wohnung anweisen zu lassen. Der Weg dorthin machte mich mit dem ganzen Treiben Schumla's bekannt, die Straßen wimmelten von Physiognomien und Trachten aller Welttheile; von den schwarzen Söhnen der Wüste mit ihren

phantastischen, abenteuerlichen Costümen schattirten sich die wilden, kriegerischen Gesichter bis zur europäischen Blässe; ganze Stämme Asiens und Afrika's standen haufenweise vertreten und wiederum an einer andern Stelle standen ein halbes Dutzend Rothhosen mit ihrer lebendigen französischen Conversation, oder ein halbes Dutzend Rothröcke, die Söhne Albions, die wie jene als Retter eines ganzen Staates hier waren. Dazwischen liefen europäische graue Hüte und Blousen, die regulären Uniformen des sämmtlichen türkischen Heeres, griechische Beutelhosen, persische und tscherkessische Spitzmützen — mit einem Wort, es war eine Musterkarte von allen Nationen. Am stärksten waren auf den Straßen die Baschi Bosuks vertreten; ich hatte einen Platz zu passiren, auf welchem man sich mühselig durch ihre Haufen Bahn brechen mußte; dieser Platz schien vorzugsweise den Baschi Bosuks zu gehören; er ist ihr Markt; hier bieten sie Waffen zum Verkauf aus oder handeln solche ein, hier stehen ein Dutzend Schleifer in der Mitte des Platzes, deren Schleifsteine fortwährend in Bewegung; kein Wunder, wo so viel Wunden zu schlagen sind, da muß man scharfe Waffen haben. Mit großem Interesse schaute ich zu, wie hier die Hantschars geschliffen wurden, wie man sich um ein Paar zum Verkauf ausgebotener Pistolen sammelte und mit Sachkenntniß ihren Werth oder Unwerth taxirte.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde im dichtesten Staub durch die Straßen der Stadt geritten, zehnmal gehemmt durch die endlosen Reihen von Ochsenwagen, die hier zu militairischem Transport requirirt worden, langten wir endlich an dem Platze an, auf welchem sich das Commando befinden sollte. Man wies uns in ein alleinstehendes weißes Gebäude, dessen unterer Theil von Boutiken eingenommen war. Wir stiegen ab und begaben uns die Treppe hinauf, fanden uns aber in der Bel-Etage zu meinem Befremden in einem großen türkischen Kaffeehause. Eine sinnreiche Einrichtung, dachte ich umherschauend, wenn man das Platz-

commando des Hauptquartiers in einem Kaffeehause aufgeschlagen hätte. Indeß hielt ich dies für einen Fingerzeig und stärkte mich durch einige Tassen Kaffee, die mir nach einem angestrengten Ritt sehr wohl thaten. Neben mir saß ein junger, schlanker Mann mit braunem, charakteristisch schönem Gesicht, in einer reichen morgenländischen Tracht; sein ganzes Wesen, sein Benehmen gegen einen ihm zur rechten Seite sitzenden älteren Mann, der schlichter gekleidet als er, namentlich aber die blitzenden Edelsteine, welche er in der Kette seines Säbels trug, alles Dieses überzeugte mich, daß dieser morgenländische Jüngling der Sohn irgend eines asiatischen Fürsten oder Häuptlings sein müsse, was, wie mir der Kavedschi später sagte, wirklich der Fall war. Ringsumher waren türkische Officiere mit dem Brettspiel beschäftigt, während in einer Ecke ein musikalischer Baschi Bosuk mit einem kleinen Spahn auf der türkischen Zither klimperte. Eben war ich im Begriff, mich nach der Hauptsache, nach dem Platz-Commando erkundigen zu wollen, um endlich meinem müden Körper ein Obdach bieten zu können, als ein mir bekanntes Gesicht, einer der Adjutanten des Marschalls hereintrat, mit dem mich das Schicksal schon mehrmals zusammengeführt hatte; er zog mich auf meine Fragen den Corridor entlang und in ein mit Stein gepflastertes fast leeres Zimmer, in welchem ich hinter einer Kiste einen Türken an der Erde knieen und auf dem Schooße schreiben sah, während auf der andern Seite ein türkischer Officier hinter einem schlichten Tisch auf einer ebenso schlichten Gartenbank saß. Ich befand mich im Platzcommando. Der Hauptmann, welchem ich vorgestellt wurde (denn der Commandant selbst war nicht zugegen) war ein Pole, er nahm unseren Paß, so wie unsere Teskerehs — den türkischen Reisepaß — und endlich das Bujurulteh in Empfang. Der Hauptmann zeigte sich sehr freundlich gegen uns und unterhielt sich mit uns in deutscher Sprache, hierauf ließ er

seinen Quartiermeister kommen und beauftragte diesen, uns sofort eine Wohnung anzuweisen.

Herzensfroh, so weit gediehen zu sein, stiegen wir wieder zu Pferde und folgten diesem alten Kawassen, der uns abermals im Zickzack durch die Stadt führte, und uns endlich in eine Bulgarenwohnung einquartierte, für welche ich, da sie wirklich vorzüglich war, ihm allen Dank schuldete, den wir denn auch sofort durch einen Zehn-Piaster-Schein quittirten. Der Kawaß seinerseits schien so gerührt durch diese zehn-piasterliche Dankbarkeit, daß er uns aufs Umständlichste versicherte, wir könnten auf ihn rechnen, wie und wann es auch sei. Für mich waren diese Versicherungen höchst lästig; ich reichte auch dem Sürüdschi sein Trinkgeld, rief Beiden dann ein „Haide!" zu, warf mich in die Polster meines Diwans und that alsbald den tiefsten Schlaf, der seit lange in Schumla gethan sein mochte.

V.

Schumla.

Mit Sack und Pack abgezogen. — Die Kottopsche Locanda. — Mehmet Ali Effendi. — Lieutenant von der Becke. — Grach. — Capitain Nasmith und Oberst Buttler. — Die preußischen Instructeure. — Fremde Officiere. — Ein Lieutenant als Hausknecht. — Osmana und das croix d'honneur. — Omer Pascha. — Dr. Redenbacher und Maler Sutter. — Mussa Pascha von Silistria. — Damals und Jetzt. — Die Belagerungen Silistria's. — Arab-Tabia. — Oertlichkeit Schumla's. — Platzcommandant Klitzschinsky. — Die Schanzen von Strandscha.

Meine erste Frage war natürlich: „wie steht es bei Silistria?" denn unterwegs war, außer der dunklen Mähr in Dschumaja, auch nicht das Geringste über den Fortgang des Krieges an der unteren Donau zu erfahren gewesen; man hatte von uns Neuig-

keiten zu hören geglaubt, aber durchaus gar nichts auszutauschen gehabt. So still wie es im ganzen Inneren Bulgariens war, ebenso unwissend war man dort. — „Die Russen haben vorgestern, den 22. Juni, die Belagerung plötzlich aufgehoben und sind mit Sack und Pack über die Donau zurückgegangen," lautete die Antwort in Schumla.

So mußte es kommen! Siebenmeilenstiefel mußte man haben, um diesem Kriege nachzulaufen! Hätte man mich auf der Donau nicht mit Protest zurückgeschickt, ich wäre noch zu rechter Zeit eingetroffen; vierzehn Tage hatte ich durch diesen Umweg verloren und so lange hatten die Russen nicht warten können. Es war mir nicht anders erklärlich, als daß ich ein außerordentlich friedbringendes Naturell besitzen müsse; als ich nämlich nach Widdin kam, zogen sich die Russen von Kalafat zurück; jetzt, da ich nach Schumla kam, mit der festen Absicht, Silistria so nahe als möglich zu gehen, da zogen sich die Russen auch von Silistria zurück. Ich bin demnach überzeugt, daß es genügte hätte, mich nach Sebastopol zu schicken, um die sofortige Uebergabe der Festung zu bewerkstelligen. Wie dem nun auch sein mochte, meine Absicht, sofort bei meiner Ankunft dem Generalissimus meine Aufwartung zu machen, ließ sich nicht in Ausführung bringen, da mir schon auf dem Platz-Commando gesagt wurde, der Marschall befinde sich seit einigen Tagen in Silistria, um die Zerstörungen der Belagerung zu inspiciren. Mein erster Gedanke war, ebenfalls noch nach Silistria zu gehen, weil jedenfalls der Anblick des russischen Verwüstungswerkes ein höchst interessanter sein mußte; da man aber Alles so ohne mich besorgt hatte, die Hitze eine fast erdrückende war und mir auch daran lag, erst Schumla zu besehen, so gab ich diesen Plan einstweilen wieder auf. Eine Entsetzung Silistria's war nicht mehr nöthig. Ich sehnte mich jetzt auch, bald in die englischen und französischen Läger zu kommen, und beschloß daher halb und halb, Silistria ganz links

liegen zu lassen, denn eine abgebrannte türkische Stadt konnte keinen interessanten Anblick bieten, die zerschossene Arab-Tabia wäre das einzige gewesen, was mich noch dahin hätte locken können und übrigens wurde von den aus Silistria hier in Schumla anwesenden Officieren so viel erzählt, daß ich an Ort und Stelle nicht mehr über diese denkwürdige Belagerung hätte erfahren können.

Ein großer Trost war für mich wie für jeden Europäer in Schumla die dortige von einem Ungarn gehaltene deutsche Locanda. Dieses Etablissement hat in sofern eine ausgebreitete Berühmtheit erlangt, als es schwerlich irgend einer der Touristen, welche Schumla besuchten und beschrieben, unterlassen hat, ihr einen dankbaren Rückblick zu widmen. Dieses Wirthshaus des Herrn Kottopp ist das einzige seiner Art in der ganzen Türkei, natürlich Konstantinopel ausgenommen; auch in Widdin existirt freilich die in meinem „Besuch im Türkischen Lager" beschriebene, von einem Slowaken Namens Alexo gehaltene, deutsche Locanda, dieses Widdiner Institut zeichnet sich aber durch die Aermlichkeit, durch die Grobheit seines Wirthes, überhaupt dadurch aus, daß in demselben nichts zu haben ist und der Wirth Jedem, der sich hierüber beklagt, den Stuhl vor die Thür setzt. Anders ist die Schumlaer Locanda. Am ersten Abend, an welchem ich sie besuchte, fand ich den Hof ganz zeltmäßig eingerichtet und die beiden Tafeln in demselben mit Officieren uud Fremden besetzt. Skender Bei, Jacouba, Omer Bei, Hidaeta und andere Bekannte, sah ich hier alle beim Mahl versammelt, es herrschte große Heiterkeit und natürlich ward es mir nicht schwer, mich sehr bald in diesem Kreise heimisch zu fühlen. Die letzten Ereignisse vor Silistria bildeten bald das Abendgespräch; ich wollte hören und erfahren und man erzählte mir die Ereignisse bis in die kleinsten Details. Vorzugsweise interessant waren mir die Schilderungen eines jungen türkischen Hauptmanns, Mehemed Ali Effendi, der am Abend vorher erst von Silistria zurückgekehrt und während der

Belagerung in den Schanzen thätig gewesen war. Mehemed Ali Effendi ist ein junger Mann von äußerst lebendigem und heiterem Wesen, er sagte mir unter Anderm, er sei ein Preuße, Magdeburger von Geburt, heiße Detroit, sei als Schiffsjunge entlaufen, in Konstantinopel in die Kriegsschule eingetreten und habe von da ab sein Glück gemacht. Ohne seine Erziehung in einer türkischen Schule, meinte er, würde er noch nicht Hauptmann sein. — Eine in ganz anderer Weise interessante neue Bekanntschaft war der Instructeur-Lieutenant v. d. Becke; er ist einer von den Officieren, welche vor sieben Jahren aus Preußen als Instructeure der Artillerie nach der Türkei gingen. Wie er mir sagte, war er Anfangs nur auf Urlaub in der Türkei, hatte jedoch später seinen Abschied erbeten und erhalten. v. d. Becke scheint, wie alle preußischen Officiere in der türkischen Armee in hoher Achtung zu stehen und ist als Instructeur sehr gut besoldet, er hat von der Regierung einen eigenen Dragoman zur Seite. v. d. Becke theilte mir auf meinen Wunsch mancherlei über die Organisation der türkischen Armee mit. Gern verweilte er in seiner Erzählung bei dem Moment, wo der General Wrangel die Türkei besucht und einzelne Geschütze unter seinen Augen habe manövriren lassen; daß dies zu so hoher Zufriedenheit des preußischen Generals ausgefallen, schien ihn mit einigem Stolz zu erfüllen. Ich äußerte v. d. Becke, wie ich mit Verwunderung die Stöpsel der türkischen Kanonen schwarz-weiß, also ganz preußisch, angestrichen gefunden habe, Becke antwortete mir, die ganze türkische Artillerie, wie sie unter und von dem Muglis-Pascha (Kuczkowsky). organisirt, sei durch und durch preußisch, sogar das preußische Commando sei, wortgetreu ins Türkische übersetzt, beibehalten worden. Auf meine Frage, ob sie, die preußischen Instructeure, für den Fall eines europäischen Krieges in der türkischen Armee verbleiben würden, antwortete mir Becke, er für seine Person bleibe in solchem Falle nicht, ebenso würden auch mehrere Andere

unbedingt austreten, und zwar um so mehr, als bei den Türken auf eine Dankbarkeit gar nicht zu rechnen sei; der Türke, meinte er, lasse sich recht gern dergleichen Einrichtungen herstellen, sobald aber die Sache beendet, trete sein Mistrauen wieder hervor, unter welchem auch die Instructeure viel zu leiden hätten; selbst Muglis-Pascha (der Treue) habe lange nicht den Lohn geerntet, welchen er für seine Verdienste beanspruchen könne; daß er Letzteres nicht in vollem Maße gethan, liege in seiner Bescheidenheit.

Mit großer Vorliebe sprachen sowohl Becke als die übrigen Officiere von dem Lieutenant Grach und seinen Verdiensten um die Vertheidigung Silistria's. Grach war bei seinem Eintritt in die Türkei nur preußischer Unterofficier und kam mit den Unterofficieren Suhling, Schwenzfeuer und Wendt hieher, später jedoch erhielt er — wenn ich nicht irre, auf die Verwendung des Generals v. Wrangel — das preußische Officierspatent; gewiß ist, daß er den preußischen Officiersrang besaß. Grach war ein Mann von der außerordentlichsten Gewandtheit, er sprach nicht allein das Türkische bereits vollkommen, sondern war auch mehrerer anderer Sprachen durchaus mächtig. Daß ihm seine Kenntniß der türkischen Sprache von besonderem Vortheil gewesen, wird Jeder ermessen, der da weiß, wie viel man hier bei den fremden Officieren auf diesen Umstand giebt; gewiß würden manche der letzteren schon bedeutend avancirt sein, wenn sie sich die Erlernung dieser Sprache mehr angelegen sein ließen. Ich habe in einer deutschen Zeitung die Aeußerung gelesen: die fremden Instructeure müßten in der türkischen Armee eine ganz wunderliche Stellung einnehmen, wenn ein Instructeur, wie z. B. Grach, auf den Wällen von Silistria eine solche Rolle spielen könne, ohne geradezu im türkischen Heere selbst besonders chargirt zu sein. Wer die Stellung der preußischen Instructeure in der türkischen Artillerie nur einigermaßen kennt, wer nur bedenkt, wie sehr diese Instructeure noch immer die eigentliche Seele der türkischen Artillerie sind,

und endlich weiß, wie sehr es den Türken überhaupt an Genie-Officieren fehlt, der wird die Stellung Grach's in Silistria nicht so auffallend finden. Ueberdies besaß Letzterer das besondere Vertrauen des Commandanten, namentlich aber das der Soldaten. Außer Grach waren übrigens noch zwei englische Officiere in den Schanzen mit Rath und That behilflich, Capitain Nasmith und der Oberst Butler, der dort gleichzeitig als Artillerist und Correspondent wirkte und bekanntlich sein Leben in den Schanzen einbüßte, während der arme Grach das seinige unversehrt aus den Schanzen tragen und es bald darauf elend auf dem Krankenlager beschließen sollte. Den einzigen Lohn gönnte ihm das neidische Schicksal, indem es ihn in den Armen seiner Braut, der Schwägerin des Dr. Kalisch (des Leibarztes des dortigen Pascha's), der größten Schönheit in ganz Rustschuk, sterben ließ.

Da der Thätigkeit der preußischen Instructeure während dieses Krieges so vielfach und mit großem Rechte erwähnt worden, so nenne ich hier flüchtig ihre Namen. Es sind: Kutzkowsky, der Gründer der neuen türkischen Artillerie, die bekanntlich im vorigen russischen Kriege nur durch Ochsen gezogen wurde und trotz des heldenmüthigen Widerstandes der Türken damals im höchsten Grade mangelhaft war. Kutzkowsky war früher Premierlieutenant der fünften preußischen Artilleriebrigade, erhielt später das preußische Oberst-Lieutenants-Patent und ist im türkischen Heere unter dem Titel Muglis-Pascha allgemein geehrt. Ferner die Oberfeuerwerker Grach (der als Oberst gestorben), Schwenzfeuer, Rappach und Wendt. — Grach stand früher in der achten preußischen Gardebrigade, Rappach ist später ausgeschieden und Wendt hat das Verdienst, das Artillerie-Regiment Silistria's ausgebildet zu haben. Im Lager zwischen Schumla und Silistria stand ferner damals Lieutenant v. d. Becke (früher in der siebenten preußischen Artillerie-Brigade), und in der Militairschule von Konstantinopel endlich sind als Lehrer angestellt: die früheren

Premier- und Seconde-Lieutenants Grunewaldt (von der fünften Artillerie-Brigade, später Hauptmann im Schleswig-Holsteinischen Kriege), Schmidt (von der Garde-Brigade), v. Malinowsky (dritte Brigade) und Bluhm (vom Ingenieur-Corps). Alle diese Männer besitzen keinen speziellen Rang in der türkischen Armee.

Mit der Anstellung fremder Officiere hat man sich in letzter Zeit im Hauptquartier sehr zurückhaltend gezeigt; ich glaube sogar, daß Omer Pascha während der letzten Monate gar keine Patente mehr an Fremde ausgetheilt hat und von allen Aspiranten die Kenntniß der türkischen Sprache verlangt. Ich hatte auf meiner Reise Gelegenheit, einem früheren österreichischen Officier zu begegnen, der nach Schumla ging und mir äußerte, daß er als Hauptmann angestellt werde, das wisse er ganz gewiß; wenn er aber Türkisch verstände, so könne er, wie man ihm gesagt habe, sogleich als Major eintreten. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich dieser seiner Zuversicht nicht ganz beistimmen könne, da ich mehrfach bereits das Gegentheil gehört. Ich traf diesen Officier in Schumla wieder, als ich gerade im Begriff war, zu Pferde zu steigen und nach Varna zu reisen. Seine Actien schienen schon gefallen zu sein. Endlich erblickte ich denselben österreichischen Officier in Konstantinopel als Hausknecht im „Hotel de Paris." Er klagte mir, daß auf eine Anstellung in Schumla gar nicht zu rechnen gewesen sei, daß man ihn nach Konstantinopel geschickt, daß er, hier mit dem letzten Rest seiner kleinen Baarschaft angelangt, einen ebenso trostlosen Bescheid erhalten, und dann, außer Stande, auf andere Weise seinen Unterhalt zu verdienen, diese Hausknechtsstelle angetreten habe. Ganz hiemit übereinstimmend, traf ich in Varna zwei holsteinische Officiere, welche, in ihren Hoffnungen getäuscht, dort auf die Organisation der französischen Fremdenlegion durch General Jussuf warteten und von diesem auch schon befriedigende Zusagen erhalten hatten; endlich sah ich in Kon-

stantinopel zwei preußische Artillerie-Officiere nach Asien abgehen, welche hier vergeblich auf eine Anstellung gehofft, vom General Stein (Ferhad Pascha) während seines Hierseins wochenlang hingehalten worden waren und nun nach Kars gingen, in der Erwartung, dort angestellt zu werden. Auch in Kars zurückgewiesen, gingen sie endlich von da zum Schah von Persien.

Am zweiten Tage hörte ich Pferdegetrappel vor der Locanda, in welcher ich eben mit einigen Freunden speiste; Osman, einer der Adjutanten des Marschalls, kehrte von Varna zurück, wohin er an St. Arnaud und Lord Raglan mit der Nachricht von dem Rückzuge der Russen geschickt worden war. Er setzte sich zu uns und legte einen dicken Brief auf den Tisch, welcher das Großkreuz der Ehrenlegion enthielt. Herr St. Arnaud, als Commandeur der orientalischen Armee, übersendete dasselbe dem Serdar Omer Pascha mit einem höchst verbindlichen Schreiben, und Osman hatte natürlich nichts Eiligeres vor, als dem Marschall diese briefliche Ehre sofort nach Silistria zu bringen. Er machte mir den Vorschlag, mit ihm nach Silistria zu reiten, wozu ich in seiner Gesellschaft keiner weitern Erlaubniß bedürfe (ohne die letztere waren nämlich die respectiven Läger nicht zu passiren). Da ich keine Lust zu dem steeple chase der türkischen Couriere verspürte, so lehnte ich diesen Vorschlag ab, ließ mich auch nicht umstimmen, als Osman mir die Annehmlichkeit schilderte, in zwölf Stunden mit ihm in Silistria sein zu können, beiläufig gesagt, ein Weg von fünfundzwanzig Stunden, die, Gott weiß es, nicht knapp gemessen sind, wie alle türkischen Stunden. Ich zog es vor, mich dem Hauptmann Hidaeta anzuschließen, mit welchem ich noch an demselben Abend zugleich in Gesellschaft des Instructeurs v. d. Becke eine Excursion machte, auf welcher ich mir die Fortificationen auf den Höhen Schumla's besah.

Die Truppen aus der kleinen Walachei hatten zwei der Läger bezogen, welche echellonsweise von Schumla nach Silistria zu

aufgestellt waren. Der Marschall hielt es für klug, seine Defensive nicht aufzugeben, er selbst erklärte, er dürfe es nicht wagen, die türkische Armee einer Niederlage in offener Feldschlacht preiszugeben, und er that wohl daran, denn waren auch die Auxiliartruppen bereits theils bei Varna, theils noch in Adrianopel, Gallipoli und Skutari gelagert, so hatte der Besuch St. Arnaud's und Lord Raglan's in Schumla den türkischen Marschall doch hinreichend über die momentane Ohnmacht dieser Hilfstruppen aufgeklärt. Lord Raglan soll dem Marschall selbst gesagt haben, daß seine Truppen erst in Monatsfrist mobil sein könnten, daß die türkische Armee, wenn sie angriffsweise verführe, auf eine directe Unterstützung von Seiten der Westmächte nicht rechnen könne, diese vielmehr höchstens im Stande seien, für den Fall einer Niederlage der türkischen Armee die Balkanlinie vor dem russischen Andringen zu schützen. Omer Pascha kannte die Schwäche seines Heeres, er hatte im Verlauf seiner türkischen Carriere Muße genug gehabt, die starke Seite dieses Heeres kennen zu lernen, er wußte, daß der türkische Soldat sich eher in Stücken hauen läßt, als daß er eine feste Position aufgiebt, und diese Einsicht, diese Besonnenheit ist Omer Pascha's größtes Verdienst in diesem Kriege.

Wie vortrefflich die mir von dem Platzcommando angewiesene Wohnung in Schumla auch war, so hatte ich doch nicht Ursache, mit meiner Häuslichkeit zufrieden zu sein, da mir in derselben keinerlei Bequemlichkeiten gereicht wurden, außer einem Antip-Tschibuk, der so lang war, daß ich mit blosem Auge den Pfeifenkopf nicht sehen konnte, und den Polstern rund herum im Zimmer und in dem Vordach, die übrigens wie alle türkischen Bequemlichkeiten so voll von Wanzen waren, daß ich nach derselben Theorie, in welcher man die wilden Thiere durch Feuer verscheucht, Nachts ein Licht neben mir brennen lassen mußte, um mir diese Legionen wenigstens einigermaßen vom Leibe zu halten. Kaffee

ließ der Bulgar, mein Wirth, des Morgens nicht kochen, es blieb mir daher nichts übrig, als mit Tagesanbruch in seine Küche zu steigen und mir in dem kleinen Blechkessel, den ich nach Janitscharenweise unterwegs mit mir geführt, selbst mein Frühstück zu bereiten.

Ganz in dieses Geschäft vertieft und neben einem kleinen Bulgarenkinde in der Küchenecke am Feuer hockend, ward ich eines Morgens durch den Lieutenant W. gestört, als gerade der ersehnte Moment gekommen war, wo mein Kaffee zu kochen begann, während ich selbst vor Hitze und Ungeduld schon seit einigen Minuten mich auf dem Siedepunkte befand. „Der Marschall kommt heute!“ rief mir W. zu, „wir treffen uns in der Locanda.“ W. schien große Eile zu haben, denn er verschmähte es, bei mir zum Kaffee zu bleiben, den ich übrigens schon so gut zu bereiten verstand wie irgend ein türkischer Kavedschi. Ich blieb demnach allein bei meinem Frühstück, setzte mich in meine Polster, rauchte meinen Tschibuk und bemühte mich, nach türkischer Sitte nichts zu denken. Das Erste, was ich nach anderthalb Stunden wieder dachte, war, daß der Marschall heute kommen sollte.

Zum ersten Male seit langer Zeit fiel es mir jetzt ein, daß es wohl schicklich sei, Toilette zu machen, denn bis hieher war ich im eigentlichen Sinne als Baschi-Bosuk gereist. Mein kleiner Spiegel war der erste Gegenstand gewesen, den mir die Bulgaren aus meinem Mantelsack stibitzt hatten, ein Halstuch besaß ich schon seit vierzehn Tagen nicht mehr, die weißen Pantalons, die man hier vorzugsweise gern trägt, hatte ich mir vor einigen Tagen selbst am Brunnen gewaschen und dann, um ihnen die Glätte des Anstands zu geben, meinen mit Steinen beschwerten Mantelsack auf dieselben gesetzt. Trotz aller dieser Mühwaltung sah ich selber ein, daß ich mit ihnen keinen Staat machen konnte; meine Hemden hatte ich zum Theil dem Ungeziefer opfern müssen, die übrigen waren zwar in Tirnowa gewaschen worden, da man aber

in Bulgarien die Plätteisen nicht kennt, sahen sie ebenfalls nicht sonderlich schön aus. Was endlich meinen Rock anbetraf, so zeigte er allerdings noch einzelne Spuren eines früheren europäischen Glanzes, indeß meinten die Nähte doch, solche Strapazen könne kein rechtschaffener Christenrock ertragen und deshalb thaten sie, wie sie wollten, das heißt sie waren an mehreren Stellen dem Drange der Umstände gewichen und aufgegangen. Das Christenthum verlangt, daß man nur mit einem Gott reise und die türkischen Straßenräuber behaupten, daß alle überflüssige Equipage nur die Reise erschwere und daß ein Mensch, der viel Kleider habe, auch viel Geld haben müsse; beiläufig gesagt, eine Ansicht, die nur in der Türkei maßgebend sein kann.

Wie dem nun auch sein mochte, ich hatte keine Ursache, mich vor Omer Pascha meines schlechten Habits wegen zu schämen; wußte ich doch, daß auch er einst mit zerrissenen Schuhen bei Gölhissan an der Landstraße gesessen, als er seinem Principal in Banyaluka heimlich davon gelaufen — doch, das ist eine Geschichte, die ich hier gleich erzählen will.

Es würde eine überflüssige Arbeit sein, wenn ich eben nur Das wiederholen wollte, was bereits Biographisches über den Generalissimus in den Zeitungen und an anderen Orten so vielfach gesagt ist; der Zweck dieser Mittheilungen besteht vielmehr darin, diejenigen Details zu rectificiren, welche man dem Publicum über das Leben dieses Mannes bekannt gemacht hat, und die zum Theil stricte denen widersprechen, welche ich aus dem Munde von Leuten mir erzählen ließ, die seit Jahren seine Schicksalsgefährten, oder wenigstens in seiner steten Umgebung sind. Da ich übrigens keine wirkliche, ausführliche Biographie geben, sondern nur Momente aus Omer Pascha's Leben mittheilen werde, so übergehe ich, was an minder wesentlichen Specialitäten zu einer Biographie gehört, und bevorworte nur, daß das sein früheres Leben Betreffende von Omer selbst erzählt und ganz ebenso in

seinem Tagebuche niedergeschrieben wurde, welches letztere vielleicht erst nach seinem Tode veröffentlicht zu werden bestimmt ist, daß ich also aus authentischer Quelle geschöpft habe.

Omer Pascha stammt aus einer weder reichen noch vornehmen kroatischen Familie, und diente unter dem Namen Latas als Unterofficier bei den österreichischen Grenzern. In Folge eines unangenehmen Auftritts mit einem seiner militairischen Vorgesetzten — den er selbst vielleicht anders erzählt, als er mir an der Militairgrenze von einem alten Rittmeister geschildert wurde, der sich Latas' noch sehr gut erinnerte — verließ Omer heimlich seinen Dienst und floh nach Türkisch-Kroatien bis zur Stadt Banyaluka am Flusse Verbas. Hier suchte er, um seinen Unterhalt zu verdienen, auf einige Wochen Arbeit, und fand einen türkischen Kaufmann, der ihn in sein Haus nahm, weil der Flüchtling der deutschen Sprache mächtig war, eine gute Hand schrieb, und er ihn also für seine kaufmännische Correspondenz sehr gut verwenden konnte. Er nahm ihn in sein Gewölbe, stellte ihn in diesem als Gehilfen an, und gewann ihn alsbald so lieb, daß er ihm den Vorschlag machte, er solle zum Islam übertreten und seine Tochter heirathen. Omer gab dem Wunsche seines väterlichen Freundes nach und trat zum Islam über. Bald aber bemächtigte sich seiner eine große Niedergeschlagenheit, er fühlte sich unglücklich in dieser neuen Lage, und faßte daher den Entschluß, in der Nacht heimlich Banyaluka zu verlassen und nach Widdin zu gehen.

Diesen Vorsatz führte er nach kurzer Zeit wirklich aus; in der Nacht, ohne seinem Principal davon gesagt zu haben, machte er sich mit nur dreißig Piastern in der Tasche auf den Weg und kam bis nach Gölhissan, einer kleinen Stadt an demselben Flusse. Hier, kurz vor der Stadt, sank er ermattet am Wege auf einen Stein nieder; seine Schuhe waren zerrissen, er hatte kein Geld, sich neue zu kaufen, er wußte nicht, wohin er sich wenden, was er

beginnen solle. Bitterlich weinend suchte er nach irgend etwas, womit er sich seine Schuhe ausbessern könne, und fand wirklich einen kleinen Strick, der die zerfetzten Schuhe wieder zusammenhalten mußte. Langsam und sich Muth einsprechend, setzte er seinen Weg fort, und gelangte endlich nach Widdin mit zwanzig Para (einem halben Piaster) in der Tasche.

Hier in Widdin setzte er sich in ein Kaffeehaus und hörte, wie mehrere Personen sich davon unterhielten, daß Ibrahim Pascha einen Plan von Widdin anfertigen lassen wolle, jedoch Niemanden finden könne, der diese Arbeit zu liefern vermöge. Omer sah hierin einen Rettungsanker; er trat zu den Türken und erklärte, er sei bereit, diesen Plan anzufertigen, wenn man ihm nur sagen wolle, wie er diese Arbeit erhalten könne. Die Türken meldeten Ibrahim Pascha, es sei ein junger Mann in der Stadt, der die gewünschten Pläne anfertigen wolle. Ibrahim ließ ihn zu sich kommen, gab ihm die nöthigen Materialien und Omer begann seine Arbeit. Letztere fiel zur großen Zufriedenheit Ibrahim Pascha's aus; er gab Omer neue Kleider und behielt ihn bei sich in der Eigenschaft eines Privatingenieurs.

Als Ibrahim Pascha später nach Mostar versetzt wurde, bat Omer denselben, ihn im Militair anzustellen. Ibrahim besaß großen Einfluß in Konstantinopel, er schrieb im Interesse Omer's an den Kriegsminister und dieser machte den Letzteren zum Kol-Agassi (Colassi oder Vicemajor). In kurzer Zeit avancirte er zum Major und machte als solcher den Krieg in Kurdistan mit; er zeichnete sich in demselben sehr aus, wurde Oberstlieutenant und Oberst, und kam nach Beendigung des Feldzugs als Commandeur eines Infanterieregiments nach Konstantinopel zurück. Hier ward er Brigadier, ging dann zum rumelischen Corps über und stand später in Mostar, wo er durch die Intriguen mehrerer Paschas gezwungen ward, den Dienst zu verlassen. Er reichte

seine Demission ein, begab sich nach Adrianopel und lebte von einer monatlichen Pension von funfzehn Ducaten drei Jahre lang.

Bei Gelegenheit der moldau-walachischen Unruhen ward er aus seinem Asyl nach Konstantinopel zurückberufen und zum Feldmarschall-Lieutenant befördert; er zog nach den Donaufürstenthümern und leitete dort die Angelegenheiten so ganz zur Zufriedenheit des Sultans, daß dieser ihn zum Marschall ernannte und ihm den Nischan Medschidie (I. Classe), sowie einen mit Diamanten verzierten Ehrensäbel verlieh. Ebenso erhielt er von russischer Seite eine Decoration. Bei Ausbruch der Revolution in Bosnien ging er als Commandeur en Chef des rumelischen Corps dorthin, schlug die Bosniaken nach allen Seiten, und sendete die beiden aufständischen Paschas Mustapha und Hafiz gefangen nach Konstantinopel; einer von diesen wurde unterwegs getödtet, wie es hieß, durch Zufall, wahrscheinlich aber durch Meuchelmord. Der Sultan machte ihm nach Beendigung dieses Krieges ein Präsent von drei Millionen Piastern, um seine Schulden zu bezahlen, deren Omer Pascha immer hat. Später gegen Montenegro gesendet, schlug er auch den Aufstand dieses Ländchens nieder, jedoch mit weniger Glück als im bosnischen Kriege. Abermals erhielt er vom Sultan einen Damascenersäbel. Als auch die montenegrinische Angelegenheit beendet, zog Omer Pascha nach Schumla und ward endlich zum Generalissimus der gesammten türkischen Armee ernannt, ein Rang, der ihn in einem Alter von etwa achtundvierzig Jahren zur dritten Person im ganzen türkischen Reiche macht.

Sein Schachspiel mit Riza Pascha, welches in Omer Pascha's Carrière eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ferner den Antheil, welchen Valide-Sultane an Omer Pascha's Laufbahn besitzt, übergehe ich. Riza und Omer Pascha hassen sich; so war Omer, als er vernahm, daß Riza zum Kriegsminister ernannt worden, der Art aufgebracht, daß er seinen Abschied verlangte. Letzterer

thut natürlich Alles, um Omer aus dem Sattel zu heben, und wenn von Zeit zu Zeit Gerüchte ausgesprengt wurden, daß Omer in Ungnade gefallen sei, wie dies noch in diesem Sommer der Fall gewesen, so haben dieselben ihre guten Quellen.

In seinem Privatleben ist Omer Pascha einer der liebenswürdigsten Männer, er ist gern gefällig und zeigt sich gegen Alle zuvorkommend. Er liebt das weibliche Geschlecht sehr und hat bereits zehn Frauen gehabt, die (meist Tscherkessinnen) seine Sclavinnen gewesen. Von seiner vorletzten Frau, ebenfalls einer Tscherkessin, hat er eine Tochter, Etima Hanum, die eine vorzügliche Erziehung genossen und sehr gut unterrichtet ist. Seit er sich von dieser Frau getrennt, zahlt er ihr monatlich zwölftausend Piaster unter der Bedingung, daß sie sich nicht wieder verheirathet; sie soll sehr schön sein und in der Nähe von Konstantinopel wohnen. Seine jetzige Frau ist eine Deutsche, die er aus der Walachei mitgebracht; sie war Gouvernante eines Bojaren in Bukarest, ist keineswegs schön und hat rothe Haare und Sommersprossen. Sie lebt jetzt bei ihrem Gatten in Schumla.

Omer Pascha führt zwei Namen, nämlich Omer Ludowit, seine Vermögensumstände sind, wie erwähnt, trotz seines enormen Gehaltes von etwa sechstausend Ducaten monatlich, nie glänzend, er hat viel an das weibliche Geschlecht verschwendet, und wie oft der Sultan auch seine Schulden bezahlt, hat er deren doch noch immer; sein einziges festes Vermögen besteht aus einem kleinen Hause in Stambul, das ihm ebenfalls der Sultan geschenkt. Von seiner Familie befindet sich jetzt ein Neffe bei ihm, der früher Sattlergehilfe in Triest war, jetzt Colonel ist und vermuthlich dereinst zum General avanciren wird; dieser ist dreiundzwanzig Jahre alt, ohne Erziehung, hat aber Mutterwitz und spricht Deutsch und Französisch. Vor einem Jahre ist auch Omer's Bruder zu ihm gekommen; dieser stand bis 1831 in polnischen Diensten und lebte seitdem in Lithauen. Omer scheint ein wenig erzürnt auf

seinen Bruder, weil dieser nicht zum Islam übertreten will. Im Familienkreise ist Omer Pascha sehr gemüthlich und liebenswürdig, sein Wunsch, gefällig zu sein, läßt ihn oft etwas versprechen, was er später wieder vergißt. Als er im bosnischen Feldzuge einst an die Stelle kam, wo er vor Jahren verlassen, weinend und mit zerrissenen Schuhen gesessen, zeigte er seinen Cameraden den Stein und schilderte ihnen, was für eine Rolle dieser Stein in seinem frühern Leben gespielt habe. Sein steter Begleiter ist eine arabische Stute, die schon achtzehn Jahre alt, für die er einst achtzigtausend Piaster gezahlt, die er aber nicht für eine Million wieder verkaufen würde, da er dieses schöne Thier auf allen seinen Feldzügen geritten und das mit außerordentlicher Liebe an demselben hängt.

Wie wenig ich für meine Person Omer Pascha's Verdienste zu überschätzen geneigt bin, so unterschätze ich dieselben doch auch keineswegs; ich habe in der Türkei, namentlich aus dem Munde von Militairs, die widersprechendsten Urtheile über ihn gehört, bin selbst einmal in Kreise gerathen, in welchen man sogar Omer Pascha's Namen nur mit Achselzucken und als den eines ganz gewöhnlichen Parvenü's nannte. Es versteht sich von selbst, daß dies jene Kreise seines unversöhnlichen Feindes Riza waren, die am allerwenigsten maßgebend, aber doch sehr einflußreich sind. Omer Pascha's Carrière ist in fast allen Stufen eine glückliche gewesen, auch er hat wohl die Ungnade des Padischah bereits fühlen müssen und Jahre lang im „Asyl", das heißt im Exil, gelebt, derselbe Umstand aber, welcher ihm zu seinem momentanen Glanze verhalf, brachte ihn immer wieder in Thätigkeit, nämlich die traurige Wahrheit, daß er der Fähigste unter lauter mehr oder minder Unfähigen war. Ich lasse es dahin gestellt, in wie fern die Protection von einer ziemlich bekannten Seite her dem gegenwärtigen Generalissimus von großem Nutzen gewesen, soviel ist gewiß, daß er sich in allen Feldzügen, an wel-

chen er theilnahm, auszeichnete. Er ist unter lauter Kleinen der Größte, er würde aber auch unter Großen einen ehrenvollen Platz einnehmen; alle militairischen, meist pacificatorischen Commissionen, welche ihm von der Pforte übertragen wurden, hat er mit unbestreitbarer Geschicklichkeit zu erledigen gewußt.

Eben so liebenswürdig wie Omer Pascha als Privatmann sein kann, ebenso rücksichtslos und schroff ist er im Dienste, namentlich aber (und dies ist nicht zu verzeihen) gegen Europäer, die sich im türkischen Heere befinden, während er gegen die national-türkischen Paschas mit viel mehr Schonung verfährt. So auch kann man ihm nicht nachsagen, daß er europäische Capacitäten in seinen Generalstab zu ziehen suchte; alle diese werden sichtbar vom Kriegsrathe entfernt gehalten, denn es könnte sehr leicht sein, daß unter ihnen geistig bevorzugtere sich bemerkbar machten; sein ganzer Generalstab besteht daher aus Türken, während er es doch sonst liebt, deutsche und andere Civilisten um sich zu sehen; so z. B. ist sein Leibarzt Dr. Redenbacher ein Wiener, und ebenso sein Leib- und Hofmaler Sutter auch ein Deutscher. Dieselbe Rücksichtslosigkeit zeigte er nach seinem Einrücken in die Walachei gegen fremde Correspondenten, die er bekanntlich auf sehr rüde Weise aus Bukarest ausweisen ließ. Trotzdem weiß Omer Pascha wohl, wie viel von seiner europäischen Popularität er derselben Presse zu danken hat, die ihn fortwährend auf ihren Schild hob, deren Repräsentanten er aber aus Erkenntlichkeit auf den Schub bringen ließ. Man glaube nicht, daß Omer Pascha mit der europäischen Presse unbekannt sei, er liest eine große Menge von Zeitungen, hievon habe ich mich sehr speciell überzeugen können, da ich selbst einmal ein dickes Zeitungspacket an ihn bereitwilligst mit mir transportirte.

Was seine Persönlichkeit betrifft, so ist dieselbe keine hervorragende; er ist kräftig und gedrungen gebaut und keineswegs beleibt; sein Gesicht ist markirt, ohne edle Züge, seine Nase breit

und flach; seine Backenknochen springen echt slawisch hervor, sein Kinn ist breit und eckig, sein Bart bereits ergraut. Man sah ihn in der Regel sehr einfach gekleidet, in rothem Soldatenfeß, blauem, schlichtem Waffenrock, weißen Beinkleidern und Lackstiefeln. Letztere dürfen einmal bei türkischen Würdenträgern nicht fehlen. — Dies ist Omer Pascha, der türkische Serdar. Sollte ich den überschwenglichen Sympathien des Lesers für diesen Feldherrn ein wenig zu nahe getreten sein, so möge er bedenken, daß sich die Dinge an Ort und Stelle häufig sehr viel anders ausnehmen, als sie, aus der Ferne betrachtet erscheinen. —

Während man zum Ruhme des Lebendigen aller Ecken in die Posaune bließ, suchte man hie und da die sauer erworbenen Lorbern eines Dahingeschiedenen, nämlich Mussa Pascha's zu schmälern, den mitten in seiner heldenmüthigen Vertheidigung des hart bedrängten Silistria der Tod dahin raffte. Im Hauptquartier sowohl als an anderen Stellen erzählte man sich von Bestechungen, welche die Belagerer versucht; man habe, hieß es, Mussa Pascha 100,000 Silberrubel geboten, wenn er die Festung übergebe, ja man erzählte sich sogar, Oberst Dieu, ein Franzose, der gemerkt, daß zwischen Mussa und den Russen Unterhandlungen im Gange seien, habe offen erklärt, er werde den Pascha niederschießen, wenn er irgend etwas Verdächtiges sehe. Mit solchen Ammengeschichten trug man sich, als den braven Mussa bereits die kühle Erde deckte! — Mussa Pascha war einer der tüchtigsten und entschlossensten türkischen Artillerieofficiere, er hatte schon vor Beginn der Belagerung erklärt, er werde die Festung nicht lebendig verlassen und er hat Wort gehalten, denn am 2. Juni traf ihn ein Stück Bombe in die Seite, als er gerade sich die Hände trocknete und dem Lieutenant Grach, der stets an seiner Seite war, das Handtuch reichte. Wenige Minuten darauf war er verschieden. Keiner der in der Festung thätigen Officiere wußte sich auch nur des geringsten Zeichens zu entsin-

nen, das Mussa Pascha hätte compromittiren können; selbst Grach, der das unbeschränkteste Vertrauen des Pascha's besaß und nie von seiner Seite kam, wies diese Insinuation mit Entrüstung zurück und behauptete, es seien von Seiten der Belagerer keinerlei Bestechungsversuche gemacht. Die Aufträge der in der Festung erschienenen Parlamentaire galten stets der Beerdigung der Todten; nur einmal ließen die Russen den Commandanten zur Uebergabe auffordern, diese Zumuthung aber wurde lachend abgelehnt. Alle Unterhandlungen führte Grach. Das beste Licht wirft auf Mussa Pascha folgender Vorfall: Der General Schilder sandte ihm einst durch einen Parlamentair mehre Flaschen mit eingemachten Früchten; Mussa hatte den Ueberbringer in Gegenwart seiner höchsten Officiere empfangen und in ihrer Gegenwart ließ er auch den Inhalt der Flaschen ausschütten, weil diese möglicherweise etwas Verfängliches in sich tragen konnten, was aber nicht der Fall war.

In den drei Monaten, während welcher die Trancheen Silistria's bei der Belagerung von 1828 offen waren, verloren die Türken 3000, die Russen 7000 Mann. Obgleich die Vertheidigungswerke dieser Festung denen von Varna bedeutend nachstanden, ja zum Theil schon genommen waren, scheiterten doch die furchtbarsten Anstrengungen des 30,000 Mann starken Belagerungsheeres an der Todesverachtung der Vertheidiger; als endlich der Winter sich in die Angelegenheit mischte, griff man zu einer ultima ratio und bombardirte die Stadt achtundvierzig Stunden hindurch ununterbrochen sowohl von der Flotille als von den Landbatterien; aber auch dies schreckte die Belagerten nicht und die Russen zogen ab. — Im folgenden Jahre 1829 begann man die Belagerung Silistrias wiederum, und zwar befanden sich diesmal anstatt 12,000, nur 8000, meist Albanesen, in der Festung, hauptsächlich unter Mohamed Pascha's Com-

mando, der erst in eine Capitulation willigte, als fast sämmtliche Munition verschossen war und die Belagerten bereits zu mit Pech gefüllten Töpfen ihre Zuflucht genommen, die sie auf den Feind warfen. Der Verlust der Türken betrug während der vierundvierzig Tage 3—4000 Mann, die Russen verloren gegen 3000, darunter 115 Officiere.

Endlich im Jahre 1854 verloren die Russen in einer neununddreißigtägigen, fruchtlosen Anstrengung von ihrem 40—45,000 Mann starken Belagerungsheere (die in der Walachei zur Unterstützung bereiten Truppen natürlich nicht inbegriffen) 12,000 Mann, während der Verlust der Türken sich nur auf 1500 belaufen kann, da die Besatzung nach Abzug der Russen noch 12,000 Mann stark war. Der Belagerungspark war ein colossaler, man berechnet, daß 40—50,000 Hohl- und Vollkugeln von den Russen verschossen wurden, während sie doch in der siebzigtägigen Belagerung Varnas 1829 nur ebenso viel Schüsse gethan.

Im Wesentlichen beschränkten sich die Angriffe der Belagerer auf eine einzige Schanze, die Arab-Tabia (schlechthin Arabta genannt); von den neununddreißig Tagen, welche die Belagerung währte, galt der Sturm unausgesetzt dreißig Tage lang dieser einen Schanze, eigentlich einem der unbedeutendsten detachirten, nur aus Erde aufgeführten und mit Schanzkörben versehenen Werke, mit funfzig Schritten Front (im Rücken offen), zu dessen Vertheidigung nur sechs Geschütze, etwa Vierundzwanzigpfünder, und ungefähr tausend Mann irregulärer Infanterie dienten, die sich dem Feinde um so furchtbarer und verderblicher machten, als sie sich hinter den Laufgräben in die Erde hinein gegraben, sodaß nur ihre Scheitel zu sehen waren, und auf diese Weise ein vernichtendes Feuer unterhielten. Arab-Tabia war besonders stark durch seine Laufgräben westlich und östlich; sie wurde erst nachträglich angelegt, als Omer Pascha vor Beginn der Belage-

rung die Fortificationen inspicirte und befahl, an dieser Stelle noch eine Schanze anzulegen. „Hierin feierte Omer Pascha's Scharfblick einen unbestreitbar schönen Triumph," sagte mir einer der Instructeure, denn der Arab-Tabia galten unausgesetzt alle Stürme und der auf das detachirte Fort Medschidie unternommene war nur ein Scheinangriff.

Gegen dieses Erdwerk führten die Russen nach und nach acht Batterien mit den schwersten Geschützen auf, welche in einem Bogen die Arabta umgaben; überhaupt schützten sie sich gegen die energischen Ausfälle der Türken durch Aufführung möglichst starker Erdwälle. Zweimal gelang es den Russen wirklich, in die Arabta einzudringen, ja einmal suchten sie bereits durch Haken und Seile die Geschütze herauszuziehen, als die Türken sich mit erneuter Wuth auf sie warfen und sie hinausschlugen. Am heftigsten war der Angriff am 29. Mai, wo die Belagerer die Arabta mit sechzehn Bataillonen stürmten, jedoch, mit Hinterlassung von 2000 Todten und Verwundeten in den Gräben, sich zurückziehen mußten. Hätte General Schilder die Arabta nehmen können, er würde von ihr aus die hauptsächlichsten Werke der Festung selbst dominirt haben.

Wie mir von türkischen Officieren gesagt wurde, hoffte man vor Abzug der Russen die Festung höchstens noch vier Wochen halten zu können; ein Succurs durch Entsetzung wäre ihr jedoch bis dahin von Omer Pascha schwerlich geworden, wie ich dies früher schon angedeutet.

Eine höchst originelle Cameradschaftlichkeit hatte sich zwischen den Belagerern und den Belagerten vor der Arabta entwickelt; die Türken halfen den Russen bereitwillig ihre Todten begraben und stiegen zu diesem Zweck in Menge aus der Schanze, die übrigens schließlich so weit demolirt war, daß sie nur noch einem Sandhaufen glich; ebenso reichten die Türken, auf der Arabta sitzend, den Russen ihre Tabaksbeutel, aus denen diese sich ihre

Pfeifen stopften. Man erzählte sogar, daß ein Russe einen Türken vor der Schanze einmal um Tabak gebeten, da dieser jedoch keinen Vorrath mehr hatte, so gab der Russe dem Türken ein Stück Geld und dieser schickte einen Cameraden in die Festung, um für Jenen Tabak zu holen. In ihrem Siegesbewußtsein erzählten die Türken auch allerlei Jagdgeschichten aus der Arabta, die ich hier übergehe, wahr aber ist es, daß die Baschi-Bosuks, namentlich die Araber, die unerschütterlichen Vertheidiger dieses Maulwurfhügels, hinter der Schanze ein förmliches Kaffeehaus etablirt hatten; sorglos und im höchsten „Käff" schlürften sie hier ihren Mocca, rauchten ihre Tschibuks, legten diese auch ebenso gemächlich bei Seite und griffen zu den Lunten, wenn es galt — und es galt alle Tage, alle Stunden möchte man sagen.

Einen heldenmüthigeren Kampf als er in der Arabta gefochten worden, wird die Geschichte kaum aufzuweisen haben.

Die Oertlichkeit Schumla's bietet außer den befestigten Höhen rings umher, unterhalb welchen es wie in einem Kessel, eng umschlossen, da liegt, nichts Sehenswerthes; den schönsten Blick auf die Stadt hat man von den hoch am Abhange selbst gelegenen Schanzen, von welchen aus es einen sehr freundlichen Anblick gewährt. Für den Militair hat Schumla's Lage viel Anziehendes, der Laie begreift kaum, wie es möglich, daß Schumla als Balkanwehr eine so bedeutende türkische Position für die Türkei sein kann, daß sie es selbst „gasi", das siegreiche nennt, da man auf der Höhe stehend, die tief unten liegende Stadt mit Handgranaten verwüsten und in helle Flammen stecken kann; eben diese Höhen sind aber Schumla's Wälle, zu ihrer Vertheidigung bedarf es freilich einer großartigen Machtentfaltung, noch vielmehr aber zu ihrer Eroberung. Bekannt sind die äußersten, zweimaligen

fruchtlosen Kraftanstrengungen, durch welche die Russen unter des Kaiser Nikolaus eigener Anführung diese Festung zu nehmen suchten. —

Da seit einigen Tagen der Befehl zum Abbruch sämmtlicher Lager bei Schumla erwartet wurde, rüstete sich Alles zum Marsche nach der Donau und in die Walachei. In wenigen Tagen schon konnte Schumla verödet sein. Ich meinestheils hatte keine Lust, wieder an die Donau zu gehen, war vielmehr froh gewesen, als ich ihre Ufer hinter mir hatte; außerdem war die trostlose, flache Walachei für mich nichts Anziehendes und so entschloß ich mich denn, nach Varna zu gehen. Der Tag meiner Abreise war festgesetzt; Dr. E. wollte mich begleiten. Jetzt entstand die Frage: woher Pferde nehmen, denn für diesen achtzehnstündigen Ritt erst ein paar Gäule kaufen, das lohnte sich nicht, da sie von Varna nach Konstantinopel nicht zu gebrauchen waren, weil wir von da zu Schiffe zu gehen gedachten. Auf Postpferde war wenig Aussicht, da der strenge Befehl bestand, dieselben nur für den Courierdienst herzugeben.

Ich suchte indeß Rath zu schaffen; der Platz-Commandant Major Klitzschinsky mußte helfen. Ich bearbeitete ihn am Nachmittage in der Locanda und er versprach mir endlich, so viel Pferde für mich zu requiriren, als ich mit meinem Begleiter gebrauche.

Um zehn Uhr Morgens befand ich mich im Platzcommando. Während ich dort dem in der einen Ecke des Zimmers sitzenden türkischen Secretair meinen Paß reichte, um ihn visiren zu lassen, hörte ich, wie mehrere Brotlieferanten des englischen Lagers den Major um Postpferde nach Dewno baten, was dieser ihnen rundweg abschlug, da alle Pferde der Postanstalt für die Adjutanten reservirt seien. Der Major wußte, daß ich in derselben Angelegenheit kam, er gab mir daher einen verstohlenen Wink, die Fremden erst fortzulassen; dann übergab er mich einem Kawassen,

der mich zum Mensilhane (Posthause) führte und den Auftrag hatte, die nöthigen Pferde für mich zu requiriren; ich bezahlte für drei, nämlich für mich, für meinen Freund und für den Sürüdschi. In Prawadi, dem letzten östlichen Balkanpaß, sollten diese Pferde gewechselt werden.

Mein Mantelsack war am Morgen schnell gepackt; meine Wohnung brauchte nicht bezahlt zu werden, diese war Sache oder Wohlthat des Platzcommando's und da ich von meinem Wirthe sonst nichts hatte genießen können, so reichte ich ihm für den großen Haus-Tschibuk, welchen er mir bei meiner Ankunft zur Disposition gestellt, und für die Mühwaltungen, deren er um meinetwillen gar keine gehabt hatte, ein Bakschisch von zwanzig Piastern und beauftragte ihn, meinen Mantelsack, meinen Sattel und meine Pistolen nach der Locanda zu besorgen, wohin ich auch die Pferde bestellt hatte und wo ich um ein Uhr Mittags mich mit meinem Reisegefährten einfand. Um zwei Uhr kamen die Pferde, der Sürüdschi sattelte die unsrigen; wir fanden an der Mittagstafel manche Bekannte, mit denen man gern noch ein letztes Wörtchen plauderte, und so kamen wir denn erst um vier Uhr in den Sattel. Jetzt galt es Eile, wenn wir die erste neun bis zehn Stunden entfernte Station Prawadi noch vor Mitternacht erreichen wollten. Ich gestehe, es ward mir recht weh um's Herz, als ich von einzelnen Freunden schied, mit denen ich schon in Widdin so manche angenehme Stunde verlebt; als wir uns damals trennten, hieß es auf Wiedersehen, jetzt auf Nimmerwiedersehen!

Bald war der Strandscha-Bach passirt, es ging die Höhe hinan, auf denen noch einzelne Reste ehemaliger russischer Redouten von frühern harten Sträußen erzählen. Der Sürüdschi verkündete Allen, die es hören wollten, daß die kaiserliche Post im Gange sei. Die Sonne wollte sich bereits gen Westen neigen...

Noch einen Gruß der letzten Schanze von Strandscha und dahin ging's in einer dichten Staubwolke über die sich weit ausdehnende Hochebene, hin über die Leichenhügel der vor einigen Decennien hier gefallenen und eingescharrten Moskows.

VI.

Ins Lager der Westmächte.

Sürüdschis und Saptiehs. — Prawadi. — Kalte Umschläge und Ungeziefer. — Grobheit hilft. — „Olmas!“ — Die Paß-Schanze. — John Bull schläft. — Dewno. — Hungersnoth. — Colonel Newton. — Ein Frühstück im Lager.

Die Nacht hatte uns überrascht, ehe wir Prawadi erreichten; auf Mondschein war nicht zu rechnen und nur das Bewußtsein, daß das Terrain von Schumla nach Varna kein bergiges mehr sei, konnte uns den Gedanken eingeben, bei so später Tageszeit auszureiten. In der That zog sich der Weg ziemlich eben dahin, nur gegen Prawadi zu streckten sich die Ausläufer des Balkans wieder bis ganz in die Nähe des Weges. Die Schatten der Nacht legten sich über die ganze Gegend und mit noch dunkleren Tinten fielen wiederum die Schatten der Berge auf den Schatten der Nacht. Ein einziges Dorf nur trafen wir während unseres ganzen Rittes, da es aber bereits spät, waren die Bewohner desselben längst zu Bette gegangen und vergebens lärmten wir an verschiedenen Thüren der Bulgaren, um uns ein wenig Süt (süße Milch) oder Gaourt geben zu lassen, deren namentlich mein Begleiter bedurfte, der mir in der Sonnengluth unter den heftigsten Congestionen fast vom Pferde gesunken war. Der Wein, den wir in unserer Blechtrommel mitgenommen, die der

Sürüdschi auf dem Rücken trug, war in der Hitze und durch das Schütteln zu einer Art von saurer Creme geworden, es blieb uns daher nichts übrig als einen Quell aufzusuchen, unsere Trinkschalen hervor zu nehmen und uns mit der reinen flüssigen Natur zu erquicken. Mohamed hatte Recht, wenn er den Grundsatz „durch Wasser lebt Alles" aufstellte, und der Reisende wird ihm stets dankbar sein für die Brunnen, welche seine Institutionen auf allen Hauptwegen geschaffen.

Unser Sürüdschi führte uns von einem Richtweg in den anderen, durch Wald und Busch, zuweilen über die engsten Felsstege, durch welche sich kaum das Pferd hindurchzwängen konnte. Gegen zehn Uhr Abends, als wir uns in einer dicht bewachsenen Haide befanden, hielt er bei einer Gruppe von Reitern still, die sich auf das verbrannte Gras gelagert und schweigend die Wolken ihrer Tschibuks in das vor ihnen flackernde Feuer bliesen. Mir misfiel diese Gesellschaft aufs entschiedenste, wir verhinderten deshalb auch den Sürüdschi, sich mit ihr in Unterhaltungen einzulassen. Diese Sürüdschis sowohl als die Saptiehs sind in der Regel nichts Besseres als die Banden, vor welchen sie den Reisenden *schützen* sollen, und nur die Aussicht der Saptiehs auf ein gutes Bakschisch von Seiten ihres Schützlings stimmt sie *für* denselben. Aus diesem Grunde und vielfach gewarnt, war es unterwegs mein Princip, diese ehrenwerthen *Beschützer* stets *vor* mir reiten und sie *nie* aus den Augen zu lassen. Uebrigens will ich keineswegs gesagt haben, daß sie *alle* so sind, aber bei den meisten trifft meine Aeußerung zu. Meine Vorliebe für diese Art von Schutzmännern hatte sich alsbald dermaßen gelegt, daß ich von meinem Bujurulteh gar keinen Gebrauch mehr machte und meine Reise *ohne* Saptieh fortsetzte, denn einen *solchen* Schutz konnte ich mir *selbst* viel besser verleihen.

„Haidekok, Sürüdschi!" rief ich dem Postknecht zu, als er vom Pferde stieg, den Gelagerten sein „Ackschamla chairolso!"

(guten Abend) sagte und diese seinen Gruß erwidernd ihn fragten, wer diese Giaurs seien, die er mitbringe. Aergerlich schwang er sich wieder in den Sattel und setzte sich in Galopp. Mir war dies ganz recht, zumal wir die Ebene wieder erreichten. Tausende von Leuchtkäfern umschwirrten uns hier in der abendlichen Dunkelheit, die Nacht war milde, wie ich sie in dem Klima Bulgariens gewohnt war, und wohlthuend legte sich nach der Sonnengluth des Tages ein leichter Windhauch um Stirn und Nacken. Mein Pferd hatte in unserem Steeple-chase sowohl das des Sürüdschi als meines Begleiters überholt, ich mochte diesen eine Viertelstunde voraus sein, als der Gaul im Galopp plötzlich stutzte. Der Sattelgurt riß, das Pferd stürzte auf die Kniee und ich flog etwa drei Schritt weit über den Hals des Thieres dahin. Das Pferd hatte vor einem Graben gestutzt, dessen Vorhandensein auch ich sehr bald spürte, da ich mit der Schulter gegen den jenseitigen Rand desselben geflogen war. Mühsam richtete ich mich auf, ich hatte mir das Schulterblatt, dem Schmerze nach zu urtheilen, stark verletzt. Unfähig den rechten Arm zu gebrauchen beschloß ich, die Ankunft des Sürüdschi zu erwarten und inzwischen meine Schulter zu untersuchen. Glücklicherweise war ich mit dem Schmerz und einer leichten äußeren Verletzung davon gekommen. Der Sürüdschi brachte den Sattel wieder in Stand, sammelte meine Pistolen von der Erde auf, die noch einige Schritte weiter als ich, aus den Holftern geflogen waren, und so setzten wir den Ritt fort.

Es war zwölf Uhr vorbei, als wir Prawadi erreichten. Die türkische Wache an der Schanze im Eingange dieses Balkanpasses, der mir zwar grotesk aber weniger schön als der von Tirnowa erschien, hielt uns an, wir mußten durch eine kleine Pforte passiren, bedurften aber keiner weiteren Legitimation. Vergebens suchten wir in den Chan's ein Obdach, keine Thür öffnete sich; endlich sahen wir uns genöthigt, bis gegen das Ende der einzi-

gen langen Straße von Prawadi zu reiten, um in dem Mensilhane, dem Posthause, die Nacht zu verbringen. Müde waren wir, meine Schulter schmerzte noch immer, wir waren daher mit unserer Situation zufrieden, als zwei der auf einer schmuzigen Matte schlafenden Postknechte uns höflich ihren Platz einräumten. Durstig wie wir waren, leerten wir den Wasserkrug der Postknechte, und lagen in der nächsten Minute schon in tiefem Schlaf.

Nach zwei Stunden erwachte ich; die Geschwulst meiner Schulter verschlimmerte sich, ich fühlte heftigen Schmerz und dankte Gott, daß Herr E., der am Abend einen Ocean hätte leer trinken können, noch so viel Wasser in dem Kruge gelassen hatte, um mir kalte Umschläge machen zu können. Die Postknechte schnarchten mit Herrn E. um die Wette, die Pferde im Stall nebenan schnarchten und schnoben, es war ein großartiges Concert. Gemessenen Schrittes, gleichsam taktweise fühlte ich das Ungeziefer auf meinem Leibe umher kriechen; auch Herr E., der sonst einen Todesschlaf hatte, erwachte, gepeinigt durch eine Legion von Wanzen und Läusen, gerade in dem Augenblick, wo ich meinen Sattel in das offene Vordach des Hofes schleppte, diesen nach gewohnter Weise als Kopfkissen benutzte und mich mit dem Mantel zudeckte. Schweigend schleppte auch er seinen Mantel an meine Seite und streckte sich mit demselben Schweigen auf den Boden.

Der Nachtthau lag in kleinen Perlen auf unseren noch erhitzten Gesichtern, wir erhoben uns mit Sonnenaufgang und begaben uns in ein Kaffeehaus, wo wir bereits eine kleine türkische Gesellschaft vorfanden. Ins Mensilhane zurückgekehrt, fanden wir die bestellten drei Pferde nicht vor. Ich fragte nach der Ursache, man antwortete mir, wir könnten keine Pferde bekommen. Jede Weigerung eines Türken war stets das Signal zum Ausbruch meiner böotischen Grobheit, denn hier in der Türkei hört Knigge's Umgang mit Menschen gänzlich auf. Wer in der Türkei nicht

grob ist wie Bohnenstroh, der wird nie zum Zweck gelangen. Ich verlangte auf der Stelle die Pferde. „Olmas!“ (kann nicht sein) war die Antwort. Ich gab den Postknechten fünf Minuten Zeit. „Olmas!“ war abermals die ruhige Antwort. Ich fluchte und schwor; man antwortete mir consequent immer wieder „Olmas!“ und bedeutete mir, daß erst ein Tatar expedirt werden müsse, der vor einer halben Stunde angekommen und fünf Pferde gebrauche. Ich nahm mein Bujurelteh hervor, hielt den Postknechten dieses unter die Nase, log ihnen vor (denn belogen will der Türke einmal sein), daß dieser Befehl von Omer Pascha unterschrieben sei, und erklärte ihnen, wenn binnen fünf Minuten die drei Pferde nicht gesattelt da ständen, so solle ein Kreuzdonnerwetter auf ihre Köpfe fahren. Freilich verstanden die Türken nicht, was für ein Ding dies sei, aber sie begriffen, daß das nichts Angenehmes sein könne — item, in fünf Minuten stand ein neuer Sürüdschi mit unseren gesattelten Pferden im Hofe. Der Bujurulteh und meine Grobheit triumphirten.

Während wir die lange, miserabel gepflasterte Straße von Prawadi zurück ritten, hatte ich Muße, mir dieses traurige schmale Nest mit seinen zwei verfallenen Minarets und seinen armseligen Häusern zu betrachten. Dicht hinter den letzteren jedoch erhoben die Felsen ihre steilen nackten Wände, zwischen welchen dieser Flecken förmlich hineingepreßt ist. In imposanter Höhe drohten von oben herab mehrere Schanzen mit ihren Geschützen, welche den ganzen Paß beherrschten.

Am Eingange des Fleckens anlangend, passirten wir abermals die kleine Holzpforte neben der Schanze, die türkische Wache salutirte respectvoll, der Jüs-Baschi (Hauptmann) selbst öffnete uns die Thür. Jetzt erst konnte ich mir die den Paß deckende Infanterieschanze näher betrachten, welche unmittelbar hinter einem mit Wasser gefüllten Sumpf quer vor den Eingang gelegt worden. Etwa dreihundert Schritt vor dieser Schanze traf ich

auf der Wiese ein einsames Zelt, das keineswegs den türkischen ähnlich sah. Der Sürüdschi sagte mir, es sei ein englisches Zelt und der Remonte wegen vor einigen Tagen erst aufgeschlagen. Dies also waren die englischen Truppen, welche ich, wie man mir in Schumla gesagt, schon in Prawadi finden würde.

Ich ritt an das Zelt heran, um mich bei diesem äußersten Vorposten der Engländer nach ihren Landsleuten zu erkundigen. Da es vier Uhr Morgens, war das Zelt noch still und todt. „Good Morning, Gentlemen!“ rief ich, vor dem Zelt haltend. Keine Antwort. „Gentlemen awake!“ wiederholte ich meine Anrede an den unsichtbaren John Bull. Endlich trat eine lange Gestalt aus dem Zelt, im Hemde und nach unten zu in dem frivolen Costüme der Highlander, nämlich nackt; gleich darauf erschien noch eine zweite Gestalt ganz in derselben Verfassung. Ich bat um Entschuldigung wegen meines frühen Besuches, die Herren waren so freundlich, mich zum Thee einzuladen, der sogleich bereitet werden solle. Diese Freundlichkeit mußte ich ablehnen, dahingegen nahm ich mit Vergnügen ein Glas Brandy, welches mir von den beiden Officieren gereicht wurde. Sie erzählten mir, daß sie des Pferdekaufs wegen hier lagerten, daß ich das englische Vorpostenlager in Dewno finden und auch den General George Brown treffen werde, der vorgestern dorthin zurückgekehrt sei. Man bewirthete mich schließlich noch mit einer Cigarre, die für mich ein Leckerbissen, da es die erste war, welche mir, seit ich mich auf türkischem Boden befand, gereicht wurde, hierauf verabschiedete ich mich, und verlor, um die Ecke des Felsens biegend, das Zelt aus den Augen.

Es war zehn Uhr Morgens, als wir nach angestrengtem Ritt den Flecken Dewno und rechts und links von demselben die weißen Zelte des englischen Lagers erblickten, welche am Fuße des sich hinter dem genannten Orte dahinziehenden Hügels aufgeschlagen waren. Ich gestehe, es war dies für mich ein wohlthuender

Anblick. Wie zuvorkommend ich auch überall im türkischen Lager behandelt worden, ich hatte doch schon zuweilen in meiner Brust ein heimliches Gefühl ertappt, das mir etwa wie Sehnsucht nach der verlassenen Civilisation erschien; es gab Augenblicke, wo ich dieser zwar vielgestaltigen, interessanten, nomadisirenden, im Grunde aber doch rohen Existenz müde war. Ich hatte mich mit Hunger und Durst, mit der Sonnengluth, mit Wetter, Wind und Ungeziefer herumgeschlagen, mit einem Worte: ich war dieses Baschi=Bosuk=Lebens ziemlich überdrüssig geworden, weil ich es bis auf die Neige gekostet hatte. Amateur auf einem Kriegsschauplatze wie dem türkischen kann man nur bis zu einem gewissen Grade bleiben, über diesen hinaus hört mit einem Male die Liebhaberei auf.

Wir erreichten einige etwa zweihundert Schritte von dem Flecken Dewno alleinstehende Wirthshäuser, zu deren beiden Seiten sich die Zelte der Engländer hinstreckten. Cavaleristen, Artilleristen und Infanteristen trieben sich hier auf dem Platze umher; mehrere von ihnen kamen sehr dienstfertig herbei, um uns beim Absteigen behilflich zu sein, andere saßen und lagen vor der Thür des Kaffeehauses umher. Das ganze Terrain von hier bis Dewno, sowie zu beiden Seiten war eine einzige Ebene ohne den geringsten Schatten; die Sonne brannte bereits mit mittäglicher Gluth, sodaß wir froh waren, in dem Kaffeehause Schatten zu finden. Hier boten sich uns beim Eintritt einige ergötzliche Scenen dar: Engländer und Türken waren allermeist beschäftigt, sich gegenseitig populäre Complimente zu machen, und possierlich war es, die Türken aufs abscheulichste die von ihnen aufgeschnappten englischen Worte radebrechen zu hören, wie denn auch die Engländer ihrerseits die türkische Sprache schändlich verunstalteten. Dieses Fraternisiren der Türken und Engländer hatte etwas unendlich Kindliches, und dennoch schaute hinter demselben die Komödie hervor, da diese Verbrüderung eben nichts

weiter als das Resultat der einfachsten Nothwendigkeitsphilosophie war.

Wir verlangten vom Kavedschi Kaffee, Brot und Käse; Ersterer wurde uns verabreicht, Letztere waren nicht zu haben. Ich ging zu einer neben dem Kaffeehause gelegenen Boutike, in welcher ich Victualien verkaufen sah: Käse war da, aber kein Brot; überdies wurde mir die tröstliche Mittheilung, daß ich in ganz Dewno kein Brot finden werde. „Aber wovon lebt man denn hier?“ fragte ich einige neben mir stehende Engländer, die mir zur Antwort gaben, daß man auch im Lager seit drei Tagen kein Brot mehr habe. — Herrliche Aussichten für Den, der seit Schumla nichts zu essen gehabt hatte! — Ich bot dem Türken in der Boutike fünf Piaster (ein enormer Preis), wenn er mir ein Brot verschaffe; er schnalzte verneinend mit der Zunge und drehte mir den Rücken zu. Als ich getäuscht zu meinem Begleiter ins Kaffeehaus zurückging, kam mir einer der englischen Soldaten nachgeeilt, er hatte mir aus einem anderen Wirthshause, wahrscheinlich von einem seiner Cameraden, ein Stück Biscuit geholt, das er mir offerirte, während er zugleich sein kleines hölzernes Fäßchen öffnete, das er in Gestalt einer Flasche an einem Riemen trug. Wie er, hatten auch die meisten der Uebrigen eine solche Flasche bei sich und mehrere beeilten sich, uns aus denselben mit Wein zu tractiren.

Während ich mit meinem Reisegefährten brüderlich den einen einzigen harten Schiffszwieback theilte, sah ich einen Officier der hier bei Dewno lagernden englischen Dragoner vor der Thür des Kaffeehauses halten; ich hörte, wie die Soldaten ihm erzählten, es seien deutsche Ingenieure angekommen; für solche nämlich hielten sie uns, wie ich sah, ohne uns gefragt zu haben. Der Officier stieg vom Pferde, stellte sich uns als Colonel Newton von den Dragonern vor und fragte, warum wir nicht sogleich ins Lager geritten seien. Ich erwiderte Mr. Newton, daß

wir allerdings beabsichten, das Lager zu besuchen, jedoch, da wir seit Schumla nichts zu uns genommen, wenigstens erst die allernothwendigste Erfrischung hier gesucht, ohne sie jedoch selbst in dem gewünschten, bescheidenen Maße gefunden zu haben. Da wir in Prawadi unsere Pferde bis Varna genommen hatten, mußten wir mit dem Colonel sofort wieder aufsitzen und mit ihm ins Lager reiten. Unterwegs fragte er, ob wir Ingenieure seien, so wenigstens hätten die Soldaten ihm gesagt, er wundere sich aber, daß wir in diesem Falle gar keine Instrumente bei uns führten.

„Sie haben Recht," antwortete ich ihm, „wir sind keineswegs Ingenieure; was mich anbetrifft, so sehen Sie in mir einen Touristen, respective Journalisten; in ersterer Eigenschaft führe ich kein anderes Instrument bei mir, als diese Reitpeitsche hier, die mir der türkischen Faulheit gegenüber manch' kleinen Dienst geleistet, wie ich denn auch einst einen Löffel und eine Gabel bei mir führte, die nicht minder zweckmäßig waren, so lange ich etwas zu essen hatte, die aber im Laufe der Ereignisse abhanden gekommen sind; in meiner zweiten Eigenschaft ferner besaß ich einst eine Feder, die aber in den Händen eines türkischen Jasidschi (Schreibers) kleben geblieben, und besitze ich noch ein Dintenfaß, dessen Inhalt aber in der Hitze versiegt ist." — Wenige Minuten später hielten wir vor einem Zelte, aus welchem mehrere Officiere heraustraten; Mr. Newton stellte uns diesen vor und lud uns zugleich ein, bei ihm ein Früstück einzunehmen, so frugal er es uns bieten könne; später wolle er uns dem General Sir George Brown vorstellen, der sich heute Abend wieder nach Varna zu begeben gedenke. Ich nahm Beides an, das Frühstück und den General, gab jedoch, offen gestanden, dem ersteren den Vorzug, denn gelegener als dieses ist mir nie ein Frühstück geboten worden.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß, nicht Tage in seinem Leben gehabt, wo er gar keins zu essen hatte, wird sich auch keinen Begriff von dem Heißhunger machen, mit welchem ich das Frühstück

verzehrte, das uns von dem edlen Colonel Newton in seinem Zelte vorgesetzt wurde. Wenn es den Leser interessirt, dies zu erfahren, so erzähle ich ihm, daß unser Frühstück aus einer Schale mit trockenem Schiffszwieback, einem höheren, vorzüglichen Chesterkäse, kaltem Hammelfleisch, Brandy und einem ausgezeichneten Madeira bestand. Leser! dieses Frühstück war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens; ich glaube nicht, daß die ältesten Leute sich erinnern können, Jemanden mit solchem Appetit frühstücken gesehen zu haben; auch meinte einer der mit uns speisenden Gentlemen, Lieutenant Smith, er fände es sehr natürlich, daß ich einen „horrible appetite" haben müsse. Ueber den Brandy und den Madeira, welchen mir der rastlose Wirth einschenkte, lassen wir einen geheimnißvollen Schleier fallen, es wäre thöricht, mich selbst in ein falsches Licht setzen zu wollen, von Herrn E. aber will ich verrathen, daß auch er dem großen, ein Maß haltenden Bierglase, in welchem der Wein geboten wurde, dermaßen zugesprochen hatte, daß er, als die Landkarten ausgebreitet wurden und wir das Kriegsterrain durchgingen, die Walachei nicht mehr von der Bulgarei zu unterscheiden vermochte, und in seinen Reden eine sehr bedauerliche Unklarheit über den dermaligen Stand der Kriegsdinge an den Tag legte.

Die Officiere hatten englische Karten von den Donaufürstenthümern und Asien im Zelte, die möglichst noch unrichtiger waren, als die meinigen, ich mußte ihnen sagen, wo die Türken und wo die Russen ständen, was in Schumla und Silistria vorginge, wie die Dinge überhaupt an der Donau hinauf aussähen. Endlich nach zwei Stunden brachen wir auf, um durch das Lager zu reiten; ehe wir jedoch das Zelt verließen, steckte mir einer der Officiere ein Dutzend vortrefflicher Cigarren in meine Rocktasche. Nie werde ich mir die Tölpelhaftigkeit verzeihen, mit welcher ich diese unersetzbaren Cigarren auf dem Wege nach Varna — entzwei geritten hatte.

Wir kamen an den fünf Batterien vorüber, die hier im Lager aufgepflanzt waren; das ganze Lager bot einen Anblick peinlicher Präcision dar, der mir um so auffallender war, als ich dieselbe in den türkischen Lägern keineswegs gewohnt war. Die in einem englischen Lager herrschende Ordnung ist eine kaum glaubliche! Erstaunlich war mir das colossale Gepäck, mit welchem sich der englische Soldat zu schleppen hat, und das schwerer ist, als das jedes andern europäischen Soldaten, da es an 82 englische Pfunde wiegt. Der englische Soldat trägt nämlich außer seinem Tornister nicht nur den Mantel mit dem kurzen Krägelchen, der ihm einen sehr spießbürgerlichen Anstrich giebt, sondern auch noch eine schwere wollene Lagerdecke und Proviant für drei Tage. Ebenso frappirend war mir das Maas der Engländer, die wahre Riesen hierher geschickt hatten. Der englische Gardist mit seiner hohen Bärenmütze erschien mir oft, wenn ich ihn auf dem Posten sah, in ganz übermenschlicher Größe. Ebenso riesenhaft waren ihre Pferde — ein colossaler Anblick, diese schwere englische Reiterei. Uebrigens klagten die Soldaten sehr, sowohl über ihre Gepäckmasse, als auch über ihre schwere gediegene Uniform, die nicht in das Klima passen wollte. Auch die großen Pferde hatten sich schon als unpraktisch erwiesen, da viele von ihnen auf den kleinsten Märschen gestürzt waren. —

Es war Mittag als wir Dewno verließen, nachdem uns Colonel Newton, unsere leibhaftige Vorsehung im Lager, noch ein Fläschchen Madeira in die Tasche praktizirt. Die Sonne wollte sich bereits neigen, als wir Varna erreichten und zwischen den auf dem Camp hinter dem alten Wall der Festung lagernden Franzosen und Engländern, an dem Artillerie-Park der diesen unmittelbar gegenüber befindlichen Türken und endlich an dem kleinen auf dem Kirchhofe selbst errichteten Lager der Araber und Zuaven entlang in die Stadt ritten.

VII.

Die ganze Welt in Varna!

Der Dewno=Quai. — Wüstendiorama. — Hauptmann Waagmann. — „Bilmem!“ — La maison du Pascha. — Von Pontius zu Pilatus. — Der Khan. — Unsere Invasion. — Wir sollen an die Luft gesetzt werden. — Wie sich der Türke in sein Bewußtsein greift. — Varnaer Sittsamkeit. — Eine Wohnung! — Türkischer Comfort. — Die armen Soldaten! — Drei Verbündete. — Schriftsteller=Ausweisung im Orient. — Wir siegen oder sterben. — Babylon in Varna. — Der „restaurant des officiers.“ — Die Marketenderinnen. — Englische Sorglosigkeit. — Die „poulets“. — Oertlichkeiten und Persönlichkeiten. — Scherif Mehmed. — Präsente für Herrn Schamyl. — Bulgariens Zustände und Aussichten.

Ein Kinderlied erzählte mir einmal, daß der Herrgott, als er den Stieglitz schuf, die Farben aus all seinen leeren Töpfen zusammenkratzte und den Stieglitz damit bemalte; um aber Varna zu malen, muß ich Farben für wenigstens zehn Stieglitze haben. Schon am Dewno=Quai begann es vor meinen Augen bunt durcheinander zu wimmeln: Die Engländer mit ihren rothen Jacken und blauen Pantalons, die Franzosen, die mir wie auf den Kopf gestellte Engländer vorkamen, da sie zum Unterschiede von jenen unten roth und oben blau erscheinen; die Türken mit ihren durchweg blauen, occidentalisch geschnittenen, aber orientalisch nachläßig getragenen Uniformen, die Zuaven mit ihren weiten, türkischen rothen Pantalons, den koketten blauen Jäckchen, dem weibisch blosen Halse und den großen rothen Feßen mit dem fabelhaft langen blauen Schweif an denselben; die Spahis mit ihrem abenteuerlich afrikanischen Costüme, die Araber mit ihren weiten stolz getragenen weißen Burnussen, dem weißen, durch einen Strick gehaltenen Kopftuch und den unanständig dürren, nackten, braunen Beinen, endlich die irregulären Aegypter mit ihrem roth= und weiß oder gelb gestreiften Bettzeug=Costüme — — mit einem

Worte: Europa, Afrika und Asien, drei ganze Welttheile waren hier in Varna versammelt, die Sitten, die Costüme, die Physiognomien dreier Welttheile wogten hier in einem unbeschreiblich großen militairischen Jahrmarkt durcheinander. Ich hatte mir viel versprochen von dem Treiben in Varna, was ich aber hier sah, das überstieg bei weitem meine Erwartung.

Wir hielten also, umgeben von drei Welttheilen, unsern Einzug in Varna. Kaum hatten wir die Höhe des Quai erreicht, kaum breitete sich die neue Welt vor uns aus, als auch der heftige Wind sich unserer bemächtigte, der vom schwarzen Meere über dieses hohe Terrain dahin fegte und Alles in dicke Staubwolken hüllte. Ein halbes Dutzend Zuaven jagten auf ihren hohen afrikanischen Stuhlsätteln vor uns dahin, ein Trupp Araber sprengte nach einer andern Richtung, dazwischen exercirten einige Compagnien französischer Linie, und wieder an einer andern Stelle waren Engländer mit dem Aufschlagen von Zelten beschäftigt; an noch einer andern Stelle manövrirten die Türken, und kaum hatten wir unsere Augen von dem Staub befreit, den der Wind uns ins Gesicht geblasen, als wir auch einen Trupp Spahis auf uns zu reiten sahen. Der Leser denke sich dieses ganze Gemälde in eine einzige gelbe Staubwolke gehüllt und er wird mir beipflichten, wenn ich mich im ersten Augenblick in irgend eine Wüste Afrika's, zu dem ersten besten der Wüstenstämme versetzt glaubte.

Wir schlossen uns den Zuaven an und spornten unsere Pferde, um diesen unerträglichen Staubwirbeln zu entfliehen; im Galopp ging es durch das massive Festungsthor und in die Straßen von Varna. Jetzt waren wir da, aber jetzt handete es sich darum, ein Obdach zu finden und das war in diesem Chaos keine leichte Aufgabe. Ich hatte mir in Schumla die Adresse eines Italieners geben lassen, bei welchem man allenfalls ein Obdach für wenige Tage finden sollte, wenn man ihm ein recht gutes

Wort gebe; nach diesem Manne fragte ich in mehreren Kaffeehäusern, ich erkundigte mich bei Allen, die mir begegneten, ich fragte die ganze Stadt wohl auf und ab, aber es war Keiner, der mir Kundschaft gab. Da der Italiener nicht zu finden war, so beschloß ich, den Hauptmann Waagmann, einen Hanoveraner, aufzusuchen, an den wir empfohlen waren und der, ursprünglich in englischen Diensten, sich jetzt bei der türkischen Armee befand. Lange währte es, bis wir seine Wohnung erfuhren und uns, durch einen Bulgaren geführt, zu ihm begaben. Noch waren wir nicht vom Sattel gekommen, wie drei verirrte Schaafe zogen wir in der Stadt herum, denn der Sürüdschi war ein unbeholfener Schlingel, der von der ganzen Welt nichts wußte und auf jede meiner Fragen „bilmem" (ich weiß nicht) antwortete.

Endlich standen wir vor Waagmann's Wohnung. Aber was ich befürchtet, geschah — er war nicht zu Hause. Jetzt war meine gute Portion Geduld erschöpft; ich gab die Hoffnung auf, hier in Varna alla franca (d. h. nach europäischer Weise) logiren zu können, und beschloß, mich nach gewohnter Weise an den Pascha zu wenden, um, wie wenig Erfolg dies auch hier versprach, von ihm die Anweisung einer Wohnung zu verlangen. — „Nerede Pascha Konak?" (Wo ist das Haus des Pascha's?) fragte ich den Sürüdschi. — „Bilmem!" antwortete der Tölpel. Hätte ich ihn gefragt: wer hat die Welt erschaffen? er würde „bilmem!" geantwortet haben. Ich wendete mich an einen französischen Soldaten, der des Weges kam. „Monsieur, dites donc, où est la maison du Pascha?" — „Venez, Monsieur, je vous accompagnerai!" antwortete der galante Franzose, machte Kehrt und schritt uns wacker voraus bis ans andere Ende der Stadt. Hier zeigte er auf ein großes, roth angestrichenes Haus: „C'est la maison du Pascha!" sagte er, grüßte artig und verließ uns. — Wir stiegen ab, gaben dem Sürüdschi die Zügel und traten ins Haus. Auf dem großen Hofe, auf den rohen hölzernen Treppen

des Hauses begegneten mir ganze Haufen von Franzosen; ich glaubte irre gegangen zu sein und fragte die Herren, ob der Pascha hier wohne. „Oui, Monsieur!“ hieß es. Endlich sah ich einen Türken in dem dunklen Gange vor mir; ich packte ihn bei seinem Aermel und verlangte, von ihm zum Pascha geführt zu werden. Dies geschah, und nach einer halben Stunde wurde ich von dem Pascha empfangen, der mich mit verdrießlichem Gesichte maß.

„Pascha, wer Konak“ (Pascha, gieb uns einen Konak), begann ich. — „Yok Konak burda“ (es giebt hier keinen Konak), antwortete er. — „Ich muß aber eine Wohnung haben, ich kann nicht unter freiem Himmel schlafen!“ — „Ich habe keinen Konak für Dich.“ — „Du mußt, Pascha!“ — „Masch Allah!“ platzte der Türke jetzt ärgerlich heraus, „kommst Du zu mir gelaufen und willst einen Konak haben, während man mir selbst das ganze Haus voll Franken gelegt hat. Geh zum Franken-Pascha, der kann Dir eine Wohnung geben!“ —

Hiermit war unsere Unterredung zu Ende, denn ich sah ein, daß man dem Pascha wirklich eine übermäßige Einquartirung in sein Haus gelegt; wie ich später gehört, hatte der arme Mann sogar seinen Harem bei Ankunft der ersten Franzosen in der Stadt eiligst fortgeschafft; wohin die armen Frauensleute gekommen, das habe ich nicht erfahren können. Wir bestiegen unsere Pferde wieder, um uns zum Franken-Pascha, das heißt zum französischen Platzcommandanten zu begeben, denn da die Stadt buchstäblich in den Händen der Franzosen war, so kamen wir bei diesem Platzcommandanten jedenfalls vor die rechte Schmiede. Wieder in die Stadt zurückkehrend, ritt ich in ein unrechtes Haus, welches man mir fälschlicherweise als das des Commandanten bezeichnet hatte. Zwei Bajonete streckten sich mir auf dem Hofe entgegen. „Halte là! Retournez au moment!“ schrie mir einer der französischen Soldaten barsch entgegen. Ich schaute mir den wichtigen

Mann von oben bis unten an. „Monsieur,“ sagte ich ruhig, „ce n'est pas la manière de parler à moi; je cherche le major de la place!“ Der Franzose wurde höflicher, als er hörte, daß ich einen seiner Vorgesetzten suche, zog das Bajonet ein und deutete mir die Straße an, die ich einschlagen müsse. Mit gänzlichem Verlust meiner guten Laune kamen wir endlich an ein allein stehendes, weiß angestrichenes Haus, in dessen unteren Räumen sich die Hauptwache befand. „Au second“ wohnte „Monsieur le major de la place“, wir stiegen die Treppe hinan und begegneten dem Platz-Major auf der Hausflur. Eine Cigarre im Mund, beide Hände in seinen weiten, faltigen, rothen Hosen, mit einer echten Kunstreiter-Physiognomie, sah ich den Commandanten vor mir stehen. Ich stellte mich ihm vor und bat ihn, in Erwägung, daß es von mir nicht zu verlangen sei, in dieser Stadt unter freiem Himmel zu logiren, um Anweisung eines bescheidenen Obdachs. Der Major schien dieses Begehren keineswegs zu billigen. „Mais, Monsieur!“ rief er, mit beiden Händen wieder in die Hosentaschen fahrend, „was wollen Sie, ich habe selbst kaum eine Wohnung und kann Ihnen keine anweisen. Gehen Sie zum Pascha, dessen Amt dies ist.“ — „Herr Major“ antwortete ich ihm, „ich war soeben bei Pontius, d. h. beim Pascha; dieser hat mich zu Pilatus, d. h. zu Ihnen geschickt, es wäre daher nutzlos, diesen Weg noch einmal zu machen.“ — „Nun,“ rief der Major, „so habe ich für Sie, meine Herren, keinen andern Rath, als in irgend einem Wirthshause ein Unterkommen zu suchen.“ — Wenig erbaut von diesem sehr einfältigen Rathe wandte ich dem Pilatus den Rücken und bestieg meinen Gaul wieder mit der festen Absicht, mir in dem ersten Khan, den ich antreffen werde, ein Obdach zu verschaffen, und sollte ich dieses mit Gewalt erzwingen.

An der Spitze unseres kleinen Zuges begab ich mich nach der Hauptstraße, dem „Corso“, zurück. Das erste Geschäft der Fran-

zosen in Varna war nämlich gewesen, den Straßen Namen zu geben, damit sie sich gegenseitig finden konnten, ein Zweck, der dadurch übrigens nur in sehr geringem Grade erreicht wurde. Hier auf dem Corso hatte ich einen „Khan“ gesehen, den ich mir zur Beute auserkoren. Ich stieg vor der Thür desselben ab und klopfte an dieselbe. Ein paar braune Gesichter schauten zum Fenster neben der Thür heraus und zogen sich schnell zurück, als hätten sie uns gar nicht bemerkt. Ich pochte nochmals; keine Antwort. Ich suchte die Thür zu öffnen: vergebens. — Jetzt mußte Skandal gemacht werden, denn ohne Frage wollte man mich nicht einlassen. Ich ging zum Pferde des Sürüdschi, schnitt meine große Blechtrommel, die unterwegs als Weinbehältniß gedient hatte, von dem Sattel des Postillons ab und begann nun eine Musik an der Thür, welche durch die ganze Straße hallte und einige französische Soldaten herbei rief. — „Eh, monsieur, vous faites de la musique?“ rief einer der Soldaten lachend, „Oui, monsieur“, antwortete ich, ohne mich mit meiner Pauke unterbrechen zu lassen, „je fais de la musique; je veux entrer ici à tout prix, mais ce diable, ce Bulgare il a fermé la porte! Aidez-moi, Monsieur!“ — Der Franzose kam mir in meinen musikalischen Leistungen mit seinen Stiefelabsätzen zu Hilfe. Endlich wurde der Riegel der Thür von innen zurückgeschoben, ein dicker Bulgar steckte den Kopf heraus, ohne die Thür ganz zu öffnen. „Was willst Du!“ rief er in türkischer Sprache. — „Bei Dir wohnen!“ antwortete ich. — „Es ist kein Platz für Dich,“ entgegnete der Wirth, und ehe ich wieder zu Worte kommen konnte, war die Thür mir abermals vor der Nase geschlossen. „Que faire?“ fragte der französische Soldat, der entschieden für uns Partei nahm. „Faisons encore de la musique!“ antwortete ich, und trommelte dem Bulgaren einen zweiten Vers auf seiner Hausthür. Plötzlich fiel mir der Franzose in die Arme und deutete auf den etwa zwanzig Schritt entfernten Thorweg des Hauses.

Diese Thür war nicht verschlossen, und ungehindert gingen wir durch zwei Reihen von Pferden in den Hof, wo der Franzose, offenbar vergnügt, dem Bulgaren einen Streich gespielt zu haben, uns wieder verließ. Vom Hofe führte eine Freitreppe auf die Galerie desselben, wir stiegen hinauf und fanden zu unserer Freude im Tschardack den erhöhten Eckplatz unter dem Dachvorsprung nicht besetzt. Ohne Weiteres nahmen wir diesen in Beschlag; der Sürüdschi mußte die Sättel und das Gepäck herauf bringen und wurde dann mit einem Bakschisch von zehn Piastern verabschiedet. Also hatte Muth und Ausdauer endlich gesiegt. — Der Hof des Khans schien ganz von der französischen Armee besetzt zu sein, die Ställe waren mit Pferden der französischen Cavalerie gefüllt; Marschall St. Arnaud streckte seine Arme auch über dieses Haus, denn auf einer der Stallthüren stand mit großen, schwarzen Buchstaben geschrieben: „Les cheveaux de Mr. le Maréchal.“ Etwa zwanzig französische Soldaten erschienen nach und nach in der Galerie zu ebener Erde; offenbar waren dieselben in diesem Khan einquartiert.

Während wir im Begriff waren, auf dem Tschardack uns so gut als möglich einzurichten und unsere Habseligkeiten auf der Schilfmatte zurecht zu stellen, erschien der Khandschi (Wirth), der wahrscheinlich durch eins der nach dem Hofe führenden Fenster unsere Besitzergreifung mit angesehen, es aber nicht gewagt hatte, uns an die Luft zu setzen. Er stemmte die Hände in die Seiten und schaute uns an; ich meinerseits drehte mich herum und schaute ihn — nicht an. „Ihr könnt hier nicht wohnen,“ begann er endlich, da er wohl einsah, daß er die Offensive ergreifen müsse. — „Wir können hier doch wohnen,“ antwortete ich ihm trocken. — „Ich habe aber den Tschardack schon vermiethet!“ — „Das ist uns sehr gleichgiltig; gieb uns erst ein anderes Quartier, so kannst Du Deinen schmuzigen Tschardack vermiethen, an wen Du willst.“ — „Ich habe kein anderes Quartier für Euch,“ ant-

wortete der Wirth. — „Nun denn, wenn Du kein anderes für uns hast, so wirst Du einsehen, daß wir dieses hier behalten müssen, bis wir ein anderes gefunden haben werden.“ — Damit erklärte ich schweigend die Debatte für abgebrochen und der Wirth stieg die Treppe kopfschüttelnd wieder hinab.

Ein alter türkischer Kawaß, der in dem Khan zu wohnen schien, hatte dieser Unterhaltung mit großer Gemüthlichkeit zugesehen und setzte sich zu uns, um uns Gesellschaft zu leisten; durch seine Vermittelung bekamen wir ein frugales Abendbrot, nämlich einen Krug Wasser, ein halbes Dutzend getrockneter Häringe, die uns etwa wie Schuhsohlen mundeten, und ein schlechtes Brot. Kaum waren wir mit unsrer Collation fertig, als der Wirth mit drei Griechen erschien und erklärte, dies seien die Effendis, denen er den Tschardack vermiethet habe, wir sollten uns also davon machen. Wären diese Miether Türken oder Angehörige jeder andern Nation gewesen, wir würden uns allenfalls mit einer Ecke begnügt haben, da ökonomischerweise in diesem von einem niedren Geländer umgebenen Viereck wohl fünf Personen hätten schlafen können; mit Griechen aber etwas zu theilen, davon konnte bei uns gar nicht die Rede sein. „Ich habe Dir gesagt, daß wir nicht gehen werden,“ antwortete ich dem Bulgaren; „laß uns also in Ruhe.“ — „Ich werde zum Pascha schicken, wenn Ihr nicht geht,“ rief der Wirth, der den Griechen um so mehr den Vorzug gab, als er nicht einmal wußte, ob wir, die wir ihm so das Hausrecht über dem Kopfe wegnahmen, überhaupt Miethe bezahlen würden. „Schicke Du meinetwegen zum Sultan,“ antwortete ich gleichgiltig; „der Pascha hat uns gesagt, wir sollten uns eine Wohnung suchen, und da wir sie gefunden haben, so versteht es sich von selbst, daß wir sie behalten.“

Während meiner Antwort faßte einer der Griechen meinen Sattel, der an der Ecke des Geländers lag, und wollte ihn hinaus werfen, um uns zu exmittiren; ein Schlag mit der Reit-

peitsche ließ ihn jedoch von diesem Vorhaben abstehen. Bei unserem Ultimatum, daß Jeder, der nach dieser an unserem Sattel versuchten Gewaltthat den Fuß in den Tschardack setze, eine Kugel in seine weiten Pumphosen bekommen werde, zogen sich die tapfern Griechen zurück und ließen sich nicht wieder sehen. Wir streckten uns zu Schlafen aus und verbrachten eine schauderhafte Nacht, da die gedörrten Häringe uns einen solchen Durst verursachten, daß wir gegen Morgen unseren Wasserkrug noch einmal unten im Hofe an dem Ziehbrunnen füllen mußten. Was wir an dem Wirth verbrochen, das rächte übrigens während der Nacht das Ungeziefer an uns. Die Tyrannei des Ungeziefers hat in der Türkei überhaupt einen bedenklichen Grad erreicht; die Häuser wimmeln von Wanzen, Flöhen, wohl gar von Läusen, und schlägt man auf der Reise sein Lager unter freiem Himmel auf, so ist man eine Beute der giftigen Stechfliegen, oft auch der Tausendfüße oder in einzelnen Gegenden auch der Skorpione. In Widdin war es nichts Seltenes, daß irgend ein Walache oder Bulgar vor meinem Fenster, in offener Straße sich auf die Deichsel seines Ochsenwagens setzte, sich das Hemd über den Kopf zog und so seine Jagd begann. Anders macht es der Türke; er bringt kein Vieh um, außer den Lämmern die er speist; friedlich greift er sich in seinen Busen, legt dann die flache Hand an den Mund und bläßt die lieben Thiere in die Luft hinein. Wozu auch tödten, die Welt hat ja Raum für uns Alle!

Am Morgen begaben wir uns zu dem österreichischen Consul, Herrn Tedeschi, einem Italiener, der zugleich französischer Consul ist. An ihn hatte ich einen Empfehlungsbrief. Wie freundlich uns Herr Tedeschi auch aufnahm, so erklärte er doch, es sei eine Unmöglichkeit, in Varna auch nur die kleinste Wohnung aufzufinden, er wolle indeß seinem Diener den Auftrag geben, sich dieserhalb zu bemühen. — Wir kamen zum Hauptmann Waagmann, der selbst bereits zwei Engländer in seinem kleinen Zimmer be-

herbergte, uns aber seinen Diener mitgab, welcher uns zu mehren Bulgaren führen mußte, in deren Häuser möglicherweise noch Zimmer zu haben sein konnten. Wir pochten vergebens an mehrere Hofthüren, aus mehreren derselben streckte sich ein weiblicher Kopf heraus, der aber sofort die Thür wieder zuschlug, als er unserer ansichtig wurde; in anderen Thüren wieder erschienen junge Mädchen, die uns lachend anschauten uud mit Fingern auf uns zeigten, uns aber ebenso ein Schnippchen schlugen, sobald wir uns der Thür näherten. Uebriegens waren die Vorsichtsmaßregeln ganz am rechten Orte, da in Varna bereits verschiedene Excesse von Seiten der Franzosen begangen worden, die sich mit Gewalt den Eingang in verschiedene Privathäuser hatten verschaffen wollen. Aus diesem Grunde war außer den französischen Marketenderinnen kein weibliches Wesen in Varna auf den Straßen zu sehen, ja, die armen Türken hatten ihre Weiber in die äußerste Vorstadt, oder gar aus Varna hinaus geflüchtet, um sie vor der französischen Galanterie zu retten.

Auch die nächste Nacht verbrachten wir im Tschardack. Endlich am zweiten Morgen kam der alte Kawaß, von dem ich erzählt; er war reisefertig, hatte zwei große Pistolen und einen eben so großen Hantschar am Leibe, sein Pferd stand gesattelt im Hofe. Er reichte uns einen Schlüssel und sagte, er wolle uns jetzt seine Wohnung abtreten. — Victoria, eine Wohnung! — Denke Dir, lieber Leser, folgende „Wohnung": ein dunkles Loch, in welchem man ohne Leuchte nichts sehen konnte, mit einem Fenster, das nach der Galerie führte, aber so in der Ecke lag, daß kein Lichtstrahl hineindrang; von Einrichtung war nur der Lehmboden vorhanden, auf welchem sich der Bewohner ausstrecken konnte, wenn er nicht stehen wollte; der Raum dieser „Wohnung" maß sechs Quadratfuß. Aber es war doch immerhin eine Wohnung, und der Wirth kam alsbald, uns anzuzeigen, daß wir für dieselbe täglich zwanzig Piaster (einen preußischen Thaler) zu bezahlen

hätten. „Pecki, das wollen wir uns überlegen", antworteten wir und schoben den Wirth zur Thür hinaus. — In diesem Hundestall „wohnten" wir mit Allem, was noch außer uns darin wohnte, volle acht Tage und dankten Gott, oder vielmehr Allah, der hier in diesem Wirrwarr ein gewiß sehr schwieriges Regiment führte, daß wir überhaupt noch wohnten.

Das Erste, was ich in und um Varna zu sehen strebte, waren die Lager. Schon am zweiten Tage machte ich einen Ausflug nach dem Lager Napoleons, von da nach dem ägyptischen Lager und endlich am dritten Tage miethete ich ein Boot, das mich nach Baltschik trug, wo ich die vereinigte Flotte in Augenschein nahm und mein Erstaunen nicht unterdrücken konnte über die theilweise fürstliche Ausstattung der bedeutendsten Schiffe. Diese schwimmenden Welten sind unmöglich zum Zerstören und Zerstörtwerden gebaut, solch ein Luxus gehört auf Vergnügungs- und Passagierschiffe, nicht aber auf die stolze Armada, die eine einzige Schlacht in die Luft sprengen kann.

Ich hatte also meinen Willen, die Läger der Westmächte zu sehen, erreicht; jetzt hatte ich sie vor mir, ich war nicht nur in Varna, sondern ich wohnte sogar in Varna, und dessen konnten sich nicht Alle rühmen, die hier lebten, wohin die ganze Welt ihre Abenteurer ausgespieen hatte — mich natürlich mit.

Aber welch ein Wirrwar, welch ein Skandal, welch eine Atmosphäre, in der noch der Knoblauch zu den erträglichsten Gerüchen gehörte! Welch ein Leben, welch ein Gebrause — Babylon muß ein Dorf gegen Varna gewesen sein! — Aber auch der Tod fing bereits an, sich mit in den Jubel zu mischen, ganz sachte und schleichend erschien auch er auf dieser Militairmesse und kaufte seine bleiche Waare ein, und Marschall St. Arnaud, der da glaubte, die fremden Schriftsteller hätten die Brunnen vergiftet, oder würden wenigstens der Welt von dem Auftreten des großen Concurrenten am Markte erzählen, Marschall Arnaud

wies vierzehn Tage darauf die Schriftsteller aus Varna, als sich gerade gar keine dort aufhielten. Marschall Arnaud ist todt, man soll also nichts Böses von ihm reden und deshalb schweige ich über ihn, obgleich ich mir vorgenommen hatte, Vieles von ihm zu erzählen, wenn ich erst nach Hause käme.

Es war mir ein wunderlicher Anblick, diese beiden Nationen hier so brüderlich beisammen zu sehen, die sich seit neun Jahrhunderten nicht hatten vertragen können, und zu deren Bündniß es gerade einer Nation, wie die russische bedurfte. Ob die Freundschaft lange dauern wird? dachte ich unwillkürlich. Ich glaube aber doch, sie wird stichhaltig sein so lange es im gemeinsamen Kampfe bergan geht, so lange nicht die Errungenschaften desselben fertig daliegen werden. Einstweilen registrire ich das Factum, daß ich im Oriente nie Engländer und Franzosen sich in den Haaren liegen sah, und daß, wenn geprügelt wurde, beide immer vergaßen, daß auch die Türken zu ihren Verbündeten gehörten, und gemeinschaftlich auf diese losschlugen. Dahingegen revanchirten sich auch die Türken wieder; der türkische Philister, diese von mir bereits mehrmals charakterisirte abscheuliche Species, sah mit innerem Grimm die Giaurs in seinem Lande; er nannte Reschid Pascha, ja sogar den Padischah selbst einen Giaur, weil sie dieses Bündniß eingegangen; mit entschiedenem Abscheu warf er unter seinem Turban grimmige Blicke nach rechts und links auf diese „Pesevenk Giaurs", wenn er, beide Hände auf dem Rücken, den Tschibuk hinter sich ziehend, in seine Vorstadt wanderte, wohin er sich vor den Giaurs zurückgezogen, oder mit Sonnenuntergang ins Kaffeehaus schlenderte, und sicher ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, wenn ein paar betrunkene Franzosen auf der Straße irgend einen Unsinn verübten, auf diese loszudreschen, — das heißt nur dann, wenn sie in einem Zustande waren, der ihnen nicht erlaubte, sich erfolgreich zu wehren. Uebrigens hatten die Giaurs den wahren Gläubigen ganz aus

seinen bürgerlichen Rechten verdrängt; die Kaffeehäuser waren zu jeder Tageszeit mit Giaurs angefüllt, und wenn der Türke kam, um nach herkömmlicher Weise sein „Käff“ zu machen, so mußte er sich vor die Thür setzen. „Bono Johnny;“ oder „Inglis, Francis bono!“ erschallte in allen Gassen, an allen Ecken, wo Franken und Türken beisammen waren; dieses italienische bono war der Alles umfassende Terminus, in welchem man sich verstand und sich gegenseitig sein Wohlwollen versicherte. „Inglis bono“ oder „Francis bono“ sagte der Türke selbst, wenn er den Giaur in die Hölle wünschte, denn hier galt es, gute Miene zum bösen Spiele machen.

Varna war damals eine Weltstadt im Kleinen; weder London, Newyork noch Konstantinopel vermochten ein Völkerbild aufzurollen, wie es mit jedem neuen Morgen in Varna erwachte. In den Hauptstraßen Varna's, namentlich in der zum Hafen führenden großen Straße mit ihren französischen, griechischen und türkischen Victualien-, Spirituosen- und Fruchtboutiken wälzte sich ununterbrochen ein Knäuel von schweißtriefenden, geschäftigen Menschen aller Nationen, mitten hindurch knarrten die Ochsenwagen der Bulgaren, schrieen die Maulthiertreiber der Franzosen; das ganze Gemälde war in eine Staubwolke, in eine von Schnaps und Knoblauch gesättigte Atmosphäre gehüllt. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn in dieser verpesteten Luft, bei den ungesunden Lagerplätzen und dem Schmuz der Baracken, in welche die Soldaten zum Theil einquartiert waren, bei der Unmäßigkeit der Letzteren die Epidemieen ausgeblieben wären, welche gleich nach meiner Abreise von dort die Reihen der Hilfstruppen lichteten. Das größte Gewühl herrschte in dem Hafen, stündlich wurden Schiffe befrachtet und ausgeladen, Geschütze und Munition eingeschifft, Truppen weggeschickt oder gelandet. Die englische, französische und die türkische Flagge wehten von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen, Dampfer kamen und gingen, Mi-

litairmusik kam oder ging; haushoch waren die Militaireffecten, Kornsäcke und Kugelpyramiden am Bollwerk aufgestapelt, dazwischen trieben sich die Matrosen aller hier vertretenen Nationen singend oder schreiend umher; es gab nicht Brücken genug, um zu landen, nicht Hände genug, um alles Das anzufassen, was hier zu besorgen war — mit einem Wort: Türken, Engländer, Franzosen, Aegypter, Araber, Bulgaren, Griechen, Kameele, Ochsen, Maulthiere, Pferde und Hunde, Alles drängte sich um- und durcheinander, Alles schrie oder hatte sich schon heiser geschrieen, Alles war nüchtern oder betrunken, und über dem ganzen Babylon wehten der Halbmond mit dem Stern und die französischen Adler, und in den Wirrwarr hinein schickte der Marschall alle acht Tage eine Proclamation: „Cameraden, wir werden siegen oder untergehen!"

Sehr trübe sah es in Varna mit der Lebensmittelfrage aus. In unserem Khan war natürlich nichts zu haben und die einzigen Restaurationen beschränkten sich auf den „restaurant des officiers", der sein Etablissement soeben erst geöffnet und mit fußlangen Buchstaben obiges Schild auf die Front des Hauses geschrieben hatte. Bei diesem Restaurant speiste man für einen Ducaten ein altes, zähes poulet, das durch einen leidlichen Bordeaux-Wein verdaulich gemacht wurde. Die zweite Restauration wurde durch einen Italiener gehalten; bei ihm gab es wenigstens „pommes de terre", einen heimischen Genuß, den ich hier nach drei Monaten zum ersten Male wiederfand. Wer indeß nicht in einer bestimmten halben Stunde Mittags bei diesem Restaurant eintraf, mußte mit dem vorlieb nehmen, was übrig oder auch nicht einmal übrig geblieben war. Im Allgemeinen speiste man hier wenigstens zu civilen Preisen. Frühstück wurde in sehr einfacher Weise genossen; man setzte sich in einen der vielen Victualienläden, welche die Franzosen etablirt hatten, ließ sich ein Stück Käse, eine Wurst und einen Cognac oder Wermuth geben und speiste

aus freier Faust. Zu jeder Zeit konnte man in diesen Läden eine Anzahl französischer Officiere mit Wurst und Brot in der Hand vorfinden. Mein Hauptquartier hatte ich trotzdem bei jenem Restaurant der Officiere, weil ich bei diesem einen wesentlichen Vortheil genoß. War es nämlich Nachts gar nicht mehr in meinem Hundestall vor Ungeziefer auszuhalten, so blieb ich die Nacht hindurch in dem Gastzimmer des Restaurant, streckte mich dort auf die breite Bank und deckte mich, wenn ich meinen Mantel nicht bei mir hatte, mit dem ersten besten Tischlaken zu. Der Kellner hatte unsere Sättel in unsrem Auftrage verkauft und wir befleißigten uns daher, den Erlös derselben in diesem Hause zu verzehren, was leider nicht viel Mühe kostete.

Eine sehr einflußreiche Stellung haben in der französischen Armee die Marketenderinnen inne, die man mit ihrem kleidsamen, koketten Amazonencostüme, wie sie da sind, auf die Bühne stellen kann; sie tragen stets die Farben des Regiments und besonders zeichneten sich in Varna die der Husaren aus, die natürlich in ihrem blauen Husarenjäckchen, dem rothen, kurzen Rock und den rothen Hosen stets zu Pferde aus dem Lager in die Stadt kamen. Während ich mich in Varna aufhielt, wurden fast täglich neue Regimenter, aus Marseille und Toulon kommend, ausgeschifft; die Musik voran, hinter dieser gleich drei bis vier Marketenderinnen, so hielten sie ihren Einzug; freilich, der Franzose ist stets galant, bei ihm müssen die Damen immer v o r a n.

Wie sehr übrigens die Herren Franzosen verwöhnt waren, davon fand ich mancherlei Beispiele. Schon am ersten Morgen, als ich bei dem Restaurant saß und mit großer Sehnsucht auf ein Frühstück wartete, das mich von meinen Strapazen kräftigen sollte, und einstweilen Trost in einer Flasche Bordeaux suchte, traten mehrere U n t e r officiere, ein Zuave und ein Chasseur d'Afrique, ein und bestellten sich ebenfalls ein Frühstück. Der Wirth, der nur O b e r officiere bei sich sehen wollte, nahm

diese Gäste mit scheeler Miene auf, was dieselben offenbar reizte. Sie wurden indeß bedient, und man legte ihnen einstweilen ein Brot zu ihren Couverts, das mir, der ich an das elende türkische Gepäck gewohnt war, wie Kuchen mundete. Die Franzosen betrachteten das Brot mit Entrüstung, der Chasseur d'Afrique kostete es. „Monsieur, ce n'est pas pour un français!" rief er dem Kellner zu, warf das Brot auf den Tisch und Beide entfernten sich, ein sapristi über das andere zwischen den Zähnen brummend. „Du lieber Gott," dachte ich bei mir, den vornehmen Herren nachschauend; „wie soll's Euch ergehen, wenn Ihr an die Donau kommt, wo Niemand ist, der Euch Brätzeln bäckt!"

Das besuchteste Kaffeehaus in Varna war das „Grand café d'Orient", unter welcher großartigen Firma der Leser sich eine elende Holzbaracke vorstellen wolle, zu deren oberem Stockwerk eine von Kloaken und Kothhaufen umgebene morsche Steige hinanführte, und in welchem man namentlich die Zuaven und die französischen und englischen Officiere stark verkehren sah. Diese Zuaven sind überhaupt ein lebenslustiges, wildes Volk, mit welchem gut umzugehen war; fast ohne Ausnahme waren sie Franzosen und meist wohl Pariser Kinder. Keiner der übrigen Truppentheile nahm es mit ihrer Abenteuerlichkeit und namentlich mit ihrem — Durst auf. Ehrsam, sinnend und bedächtig schritten dahingegen die Spahis, diese braunen Söhne Afrika's, über die Straßen, mit derselben Bedächtigkeit saßen sie im Lager um ihre Kessel oder um ihren Kaffee, die ganze Atmosphäre in eine einzige Tabackswolke verwandelnd. Am wenigsten Rumor machten die Engländer in ihren weiten rothen Uniformjacken und mit den geschmacklosen Leinenkappen, die sie zum Schutz gegen die Sonne erfunden hatten. Während die Franzosen eifrig mit dem Bau riesiger Backöfen beschäftigt waren, ließ John Bull den Himmel für sich sorgen; die Lieferanten mußten Brot schaffen, das war ihre Pflicht und Schuldigkeit. Die Lieferanten (darunter

verschiedene Deutsche) sorgten nun allerdings für Brot, da aber stets großer Mangel an solchem herrschte, so wurde es häufig in der Eile nur halb gebacken, von der Verpflegungs-Commission als ungenießbar condemnirt, — und der Schiffszwieback mußte immer wieder an die Stelle des Brotes treten. Eine so unverantwortliche Verpflegung, wie ich sie der englischen Armee im Orient zu Theil werden sah, ist wohl nicht leicht bei einem andern europäischen Heere zu finden, und daß für die Kranken ebenso nachlässig gesorgt wurde, wie für die Gesunden, hat der Verlauf der blutigen Begebenheiten gezeigt.

Ich habe noch einige Worte über Varna's Oertlichkeit zu sagen. Vermöge ihrer geographischen Lage ist diese Festung nicht nur eine der Hauptwehren des Balkans, sondern auch zugleich Konstantinopels, und als Flankenpunkt der zweiten türkischen Vertheidigungslinie von besonderer Wichtigkeit, die sich auch historisch bewährt hat. Sie liegt in der Bucht des Galata-Vorgebirges, am Ausfluß des Dewno-See's in das schwarze Meer. Ihre Mauern werden von den Wellen des letzteren bespült, während sich die Stadt allmälig nach der Hochebene zum alten Wall hinanstreckt. Der Hafen von Varna ist offen, deshalb den Nordoststürmen sehr ausgesetzt und bietet also wenig Sicherheit. Im Jahre 1828 erschien die russische Flotte unter Admiral Greigh auf dieser Rhede und unterstützte die Belagerung sehr nachdrücklich von hier aus. Da die Bucht an den Ufern sehr flach ist, so sind die Schiffe genöthigt, fast auf Schußweite von der Stadt vor Anker zu gehen. Die Befestigungen Varna's sind umfangreicher, als sie es bei der russischen Belagerung gewesen, welche die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelte; nach der Meeresseite hin wird dieselbe nur durch eine einfache, zehn bis zwölf Fuß hohe und drei Fuß dicke krenelirte Mauer ohne Graben geschützt, welche sich unregelmäßig um die Stadt zieht und wegen ihres weißen Anstrichs den feindlichen Schüssen sehr exponirt ist. Die

Einwohnerzahl giebt man auf 25,000 an, doch ist dies nur annähernd richtig, denn die regelmäßige Volkszählung ist in der Türkei durchaus nicht Sitte.

Ich vermeide hier eine speciellere Beschreibung der Stadt selbst, und beschränke mich auf die Bemerkung, daß in Varna der Islam nie recht zur ganzen Blüthe gelangen zu können scheint; von den zwölf Minarets sind kaum drei bis vier noch im Stande, sich aufrecht zu erhalten, die übrigen sind zerfallen; ebenso elend sehen die Moscheen selbst aus. Trotzdem bietet Varna einen sehr freundlichen Anblick, den es natürlich mehr seiner Lage, als seinem inneren Zustande verdankt, denn an irgend erwähnenswerthen Bauwerken bietet es gar nichts auf.

Eine der originellsten Persönlichkeiten war in Varna der General Jussuf, der Afrikaner, der sich damals die möglichste Mühe gab, die zügellosen Baschi-Bosuks unter sein mildes Regiment zu stellen. Jussuf ist, wenn auch kein geborner Afrikaner (er wurde bekanntlich sammt seinen Eltern von Barbaresken geraubt und trat erst später unter die französischen Fahnen), doch der Typus eines solchen; er ist klein von Gestalt, sein Gesicht ist tief gebräunt, aus seinen Augen leuchtet ein wildes Feuer. In Algier kannte man ihn als einen der strengsten und zugleich tapfersten französischen Führer. Jussuf's Portrait findet man sehr treu in Horace Vernet's „Löwenjagd", ebenso wird man sich der Schwärmerei erinnern, welche sich der Pariser Damen bemächtigte, als der schöne Afrikaner durch Ludwig Philipp nach Paris gerufen wurde. Aber war das ein Wunder? Erzählte man sich doch von der Liebschaft, welche Jussuf mit der schönen Tochter des Bei von Tunis gehabt, dessen Liebling er gewesen: wie die Prinzessin in Jussuf's Armen von einem Griechen überrascht wurde, der sie zu verrathen drohte, und wie diese Liebschaft auch richtig verrathen wurde, obgleich Jussuf den Griechen erdolcht und seiner Schönen „die Hand, welche sie berührt, die

Zunge, welche sie gelästert, und das Auge, welches gesehen, was kein Sterblicher sehen durfte,“ überschickte; — wie Jussuf endlich ergriffen und mit dem Tode bestraft werden sollte, er sich aber durch die unterirdischen Gänge des Schlosses von Tunis rettete, bei den Franzosen gegen die Kabylen Dienste nahm und Wunder der Tapferkeit verrichtete. Das Alles sind Dinge, die einen Mann schon interessant machen können, selbst wenn er gar nicht einmal so schön wie der zierliche, kleine Jussuf ist.

Von meinen Bekanntschaften in Varna erwähne ich noch eines ganz gebildeten Kölnischen Juden, der unter den Zuaven diente, und sich offenbar sehr freute, wieder einmal „so recht aus Herzensgrunde“ Deutsch sprechen zu können; ebenso gedenke ich hier auch des türkischen Jüs-Baschi unter den Topschis oder Artilleristen, Scheriff Mehemed. Dieser hatte uns Franken beobachtet, wie wir nach Sonnenuntergang vor den türkischen Zelten dastanden und dem mohamedanischen Feldgebete zusahen. Meine Begleiter, leichtsinnige Franzosen, denen jeder Lachstoff willkommen war, schauten sich mit spöttischen Blicken an, als die türkischen Soldaten niederknieten und den Staub küßten zu Ehren ihres Gottes, mir aber — ich gestehe es offen — war sehr weich zu Muthe, als ich sah, mit welchem Ernst die Türken barfüßig und inbrünstig zum Himmel beteten, wie ich es überhaupt für einen Zustand höchster Verwahrlosung halten muß, wenn man über den Cultus der türkischen Soldaten lachen kann; derselbe ist von einer solchen Durchdrungenheit, solchem Ernst, solcher Wahrheit, daß man sich unwillkürlich andächtig gestimmt fühlt; selbst die Art und Weise, wie sie (nach Mohamed's Vorschrift, wenn kein Wasser vorhanden ist) sich mit der trockenen Hand über Gesicht und Arme fahren und so wenigstens die Pantomime des Waschens machen, selbst dies ist bei ihnen keine eitle Ceremonie, denn man sieht es ihren Gesichtern an, daß sie mit wirklicher Andacht und Durchdrungenheit geschieht.

Als Scheriff Mehemed endlich selbst mit seinem Gebete fertig war und dreimal die Erde geküßt und dreimal schließlich „Allah!" gerufen hatte, erhob er sich und ging in sein Zelt. Ich hatte mich von meinen Begleitern ein wenig getrennt und beschaute mir die vor dem Lager aufgefahrenen Kanonen, die größtentheils erst kürzlich von Silistria hieher transportirt worden, nach Anatolien bestimmt waren und, wenn auch auf ganz neuen Lafetten stehend, doch die deutlichen Spuren jener rastlosen, mörderischen Kanonade noch an sich trugen. Ich fühlte eine leise, höfliche Berührung meiner Schulter; Scheriff Mehemed, der Jüs-Baschi, stand bei mir und lud mich mit einem „Bujurun Effendim!" in sein Zelt. Durch meinen Ernst hatte ich mir die ganze Hochachtung dieses Mannes gewonnen; er ließ mich mit einem Nargileh und Kaffee bewirthen und meinte unter Anderen, ich müsse ein „pecki Adam", ein sehr guter Mensch sein, was ihm übrigens Niemand zu glauben genöthigt ist. In einige Verlegenheit brachte er mich, als er im Laufe unserer Unterhaltung fragte: „Du gehst wohl daheim im Frankenland oft in Eure Moscheen?" — „Nein, Jüs-Baschi," antwortete ich ihm, „dies thue ich freilich nicht, aber wie Du verehre ich meinen Gott unter freiem Himmel." — Der Jüs-Baschi schien durch diese Antwort sehr befriedigt. Scheriff Mehemed wurde bald darauf mit seiner Artillerie nach Anatolien geschickt; der Gott, den er mit solcher Andacht verehrte, mag allein wissen, ob auch er vielleicht zu den Opfern gehört, welche der Krieg in Anatolien inzwischen gefordert.

Mit dem Abzuge der Russen von Silistria schien der Krieg an der Donau zu Ende zu sein. Die von Varna aus gemachten Recognoscirungen ergaben, daß der Feind die Dobrudscha geräumt hatte; die Türken waren bereits auf dem Marsche nach der Donau und gleichzeitig verbreitete sich die — freilich verfrühte — Nachricht, daß auch die Oesterreicher von Siebenbürgen her in die Walachei einzurücken im Begriff seien. — —

Ich kann jetzt Bulgarien nicht verlassen, ohne einige Worte über dieses Land zu sagen, das so unendlich reich sein könnte, von der Natur zu einer Fruchtkammer geschaffen ist und dennoch seinen Bewohnern nur das Allernothdürftigste reicht.

Vom Timok bis zum Schwarzen Meer, von Rustschuk bis nach Adrianopel erstreckt sich das Bulgarenthum, untermischt von Zigeunern, Serben, Walachen, Griechen, Armeniern und Türken; vom Timok bis zum Schwarzen Meere, von der Donau bis jenseit des Balkans ist dieses von der Natur gesegnete Land wüst und öde, meilenweit sieht es kein Korn in seiner Erde und tropisch wuchert das Unkraut auf den Hochebenen bis zum Hämuszuge hin, wo der Bär und der Wolf ihre Läger bauen und der Adler die schneebeglänzten Gipfel umkreist. Die Geschichte sagt uns, daß dieses Volk, zur Scythenfamilie gehörig, einst ein kriegerisches gewesen, und sogar an eine Eroberung Konstantinopels gedacht; die Geschichte zeigt uns wohl Unglaublicheres noch, sie zeigt uns aber auch, daß sie nach Verdienst die Geschicke der Völker zu lenken pflegt, und deshalb will ich mich überreden, daß auch dieses Bulgarenvolk einst groß gewesen. Was jedoch ist aus ihm geworden! In welchem Verhältniß steht die körperliche Ausstattung dieser Leute zu ihrer geistigen Begabung? — Man schaue sich den Bulgaren in den Dörfern an: von herkulischer Gestalt, mit einem Gliederbau, dessen sich ein Herkules nicht zu schämen braucht; mit braunem, sonnverbranntem Gesicht, slavischem Typus, großen dunklen Augbrauen und üppigem, schwarzem Bart, von dem er namentlich den Schnurrbart so lang zieht, daß man ihm auf drei Schritte aus dem Wege gehen möchte; mit seiner braunen Pelzmütze, mit seinem grauen, nur über der Hüfte durch einen Gürtel gehaltenen und auf der breiten Brust offenen Hemde, seinen sehnigen braunen Armen, mit dem großen Ochsenstab in der Hand, ohne welchen er nie zu sein pflegt — so ausgestattet erscheint der Bulgar dem Fremden wie ein Riese, der

kleine Kinder verschlucken kann. Und was steckt in diesem Riesen? Eine feige Seele, nicht werth der imposanten Hülle, die ihr angewiesen ist!

Es wird mir nie einfallen, den Serben schlecht zu machen, weil er in der Regel ein Spitzbube ist, oder den Walachen, weil er ein Advocat ist, oder den Griechen, weil er mich hinterrücks ausgeplündert, oder den Armenier, weil er mich über's Ohr gehauen — ich lasse das Alles gelten, denn in dergleichen offenbart sich wenigstens eine Charakterseite, der Bulgar aber hat keine solche, er ist feig bis ins Unglaubliche, er will tyrannisirt sein, und küßt die Schuhe dessen, der ihm einen Fußtritt versetzt. Ich werde nie die Entrüstung vergessen, mit welcher ich die Mishandlungen ansah, die sich Bulgaren von einzelnen Türken meiner Begleitung gefallen ließen; als ein Beispiel hiervon erzähle ich, wie mein Kaïkschi, als er mir in der Küche eines bulgarischen Bauers ein Rührei kochte, den glühenden Kohlenbrand aus dem Feuer nahm und den Wirth mit diesem über den Kopf schlug, als er ihm unbefugterweise in der Flamme rührte; anstatt diesen winzigen Türken beim Kragen zu nehmen und ihn vor die Thür zu setzen, verkroch sich der Bulgar, ein Kerl, der mindestens sechs Fuß maß, selbst hinter der Thür und kauerte dort bis ich seine Hütte wieder verließ. Dies ist nur ein Beispiel von vielen andern, die ich auf meiner Reise erlebte. — Man wird mir einwenden, der Druck der Tyrannei müsse die Bulgaren feig machen; das ist aber eine beliebte Redensart, die ich nicht gelten lasse; ich behaupte vielmehr, der Druck der Tyrannei lastet auf den Bulgaren, weil sie feig sind, weil sie nicht den Muth besitzen, ihn abzuschütteln. Man schaue doch auf die christlichen Völker, welche der türkischen Regierung unterthan; es sind vorzugsweise die Bulgaren und die Griechen, und was ich von den ersteren hinsichts der Feigheit gesagt, das rede ich auch den letzteren nach; Beide tragen ihre Fesseln, weil sie dieselben nicht abzuschütteln

vermögen. Die Griechen sind nicht minder degenerirt, sie sind nicht mehr die Tapfern, die sie waren, aber die Beutelabschneider, die sie waren, die sind sie noch immer, und folglich haben sie noch ein negatives Verdienst mehr als die Bulgaren. Die Serben, der dritte christliche Stamm, stehen schon in einem ganz anderen Verhältniß zur Pforte; sie sind in der Wirklichkeit unabhängig, haben sich zwanzigmal ihre Freiheit wieder erkämpft und die Pforte wird sich wohl hüten, diesen tapfersten aller Slavenstämme zu nahe zu treten. Es giebt zwar Politiker, die immer noch an eine Gesammterhebung der griechisch-slavischen Völker im Orient geglaubt haben, aber das ist ein Aberglaube, diese Slavenstämme sind geistig so verschieden dotirt, daß sie sich nimmer selbstständig und in gegenseitigem Einverständniß werden erheben können; der Serbe wird es nie mit dem Bulgaren und dem Griechen halten, eher mit dem Bosniaken.

Obgleich der Bulgar seinen Stolz darin sucht, sich einen „Christian" zu nennen, so hat es doch mit dem Christenthum auf dem Lande wenig auf sich, die Meisten betrachten dasselbe wie eine schöne, ihnen liebe Legende und in den Familien, in welchen sich schon einiger Wohlstand bemerkbar macht, äußert sich der christliche Sinn der Leute in bunten Bilderbogen, auf welchen die abenteuerlichsten Heiligen in fabelhaften Gestalten abgebildet sind; so z. B. habe ich in Osman Bazar in der Staatsstube eines Bulgaren gewohnt, deren Wände nicht nur mit einem guten halben Dutzend colorirter Heiliger, sondern namentlich mit großen farbigen Bilderbogen beklebt waren, auf welchen die Phantasie irgend eines hirnverbrannten Malergenies die Hölle in den erfinderischsten Variationen dargestellt hatte. Am Abend hatte ich diese Bilder beim Schein der in meinem Zimmer aufgestellten Laterne aufmerksam studirt und als ich eingeschlafen war, begannen die respectiven Höllen und Heiligen mir mit einem solchen Höllenbreughel-Wust durch meinen Kopf und meine Träume zu gehen,

daß der durch die zerfetzten Papierscheiben des Fensters hereinblasende Nachtwind mir als eine Wohlthat in meinem Fegefeuer erschien. Der Bulgar hat weniger einen Glauben als einen Aberglauben an alle möglichen bösen und guten Geister; gegen die ersteren helfen die Heiligen. — Von Schulen ist auf den Dörfern kaum die Rede, die liebe Jugend wächst auf mit den Ochsen und Büffeln, mit denen sie auch eine Erziehung genießt und was in den Städten Bulgariens von Schulmeistern gelehrt wird, ist auch nicht weit her.

Wenn ich hier von Dörfern gesprochen, so muß man sich nicht etwa unsere deutschen vorstellen; das bulgarische Dorf sieht von fern aus wie eine Sammlung von großen Maulwurfshügeln, unter denen sich kein Gegenstand erhebt, der irgendwie einem Hause ähnlich sähe; nur in der Balkangegend kommen diese allenfalls zuweilen vor, wie sich denn dort überhaupt schon mehr das Streben, über der Erde zu bauen, kund giebt. Der Dorfbewohner lebt hier in Bulgarien unter oder vielmehr in der Erde, nur am Eingange zu diesem unterirdischen Wohnungen befindet sich eine Wölbung, welche in eine Vorhalle und von da bergab in die Küche (meistens zugleich Wohnung) führt; in dieser Küche treiben sich Menschen, Kühe, Hühner, Hunde 2c. umher und der Reisende kann in derselben neben all' dieser Einwohnerschaft auch noch ein Obdach finden, wenn er nicht vorzieht, sich neben diesen Palast unter dem freien Himmel zu betten; über Gaourt, Jumurta (Eier), Mameliga (Maisbrot) und Pänir (Käse) hinaus versteigt sich die Bewirthung des Gastes nicht, dieselbe ist aber so billig, daß mir für ein Mittagsmahl für mich, den Sürüdschi und Saptieh nur ein Piaster ($1\frac{3}{4}$ Sgr.) abgefordert wurde. In der Regel überläßt der Bulgar die Bezahlung der Munifizenz des Gastes, und wenn dieser nicht ein großer Knauser ist, so wird er sicherlich mehr als einen Piaster geben und der Wirth also auch besser dabei fahren.

Der Bulgar ist seiner Natur nach träge; er gewinnt dem Boden nicht mehr ab, als sich ohne übergroße Anstrengung thun läßt; vorzugsweise giebt er sich, wenn er einigermaßen gut situirt ist, mit der Viehzucht ab, die ihm im Handel guten Ertrag liefert. Geschlachtet für eigenen Bedarf wird außer den Lämmern selten ein Vieh; Jagd existirt kaum dem Namen nach: ich bin an Sümpfen und Brüchen vorüber gekommen, die buchstäblich von Wildenten und anderem Geflügel wimmelten. Die Lieblingsneigung der Bulgaren ist, mit seinem Ochsenkarren im Lande umher zu ziehen und hiedurch zugleich seinem Hang zum Nomadisiren zu fröhnen. Stumpfsinnig sieht man ihn mit seinem großen Knittel, dem Schrecken der Ochsen, neben seinen beiden, mit den Köpfen wiegenden Büffeln dahin schlendern; namentlich aber begegnete man während des Krieges an der Donau Hunderten von diesen Karren in einem langen Zuge; alle wurden sie zum Kriegsdienst verwendet und dies kam dem Bulgaren ganz gelegen. Da er selbst kein Feld bebaut, so ist ihm auch das des Andern nicht heilig; mir begegnete ein solcher Zug in der Nähe eines eben gemäheten Kornfeldes, das innerhalb fünf Minuten bis auf die letzte Aehre von den Bulgaren geplündert war und als — Futter für die Ochsen diente, die ringsumher bis zum Halse im Grase weiden konnten. Mit der Ehrlichkeit hat es also auch nicht viel auf sich; dahingegen hat der Reisende von keinem Bulgaren für seine persönliche Sicherheit zu befürchten, denn der Bulgare ist froh, wenn man ihm nichts zu Leide thut. —

Ich habe in diesen flüchtigen Zügen kein schmeichelhaftes Bild des Bulgaren entworfen, aber es hat wenigstens das Verdienst, ein treues zu sein; füge ich nun hinzu, daß die bei weitem geringere türkische Bevölkerung Bulgariens nicht im entferntesten an Ackerbau denkt, so liegt der Schluß sehr nahe, daß ein Land in solchen Händen stets ein verwahrlostes bleiben muß. — Bulgarien ist ebenso wie die Moldau und Walachei, das Land,

welches der europäischen Civilisation gewonnen werden muß; dorthin muß der Strom der europäischen Colonisation gelenkt werden, denn dort liegen Reichthümer, unermeßliche, unerschöpfliche Ernährungsquellen für tausende von Familien. Die Türkei hat an mir in sofern den unversöhnlichsten Feind, als ich es für durchaus unstatthaft halte, daß in einem der schönsten, fruchtbarsten Landstriche Europa's noch heute ein Schlaraffenleben geführt werde wie es zwischen dem Bosporus und der Donau der Fall ist; dort in Bulgarien liegt ein neues Californien und daß die Donau dereinst sein Gold, d. h. seine Früchte, hinab zum schwarzen Meere und herauf durch das eiserne Thor trage, das ist die Sorge der europäischen Mächte. Der Türke wird sich allmälig aus Bulgarien, ja aus Rumelien zurückziehen, sobald ihm die Colonisation, überhaupt die Civilisation auf den Hals rückt, die er haßt wie seinen Todfeind, der sie ja auch ist; der Bulgar aber wird als Arbeiter unter einer umsichtigen Leitung gut zu verwenden sein und als solcher das erfüllen, was er selbständig nicht zu leisten vermag.

Ich bin durchaus nicht der Ansicht so mancher deutschen Diplomaten, daß dort unten an der Donau für Deutschland nichts zu holen ist; es ist Alles dort zu holen, man muß es nur suchen wollen. Frankreich und England sendeten bereits einen Consularbeamten nach dem andern in dieses Land, sie werden in allen einigermaßen bedeutenden Städten Bulgariens vertreten bleiben, denn sie wissen, was man dort für die Folge gewinnen kann; den deutschen Großstaaten wäre zu rathen, dasselbe zu thun, um der Resultate dieses gegenwärtigen Prozesses ebenfalls theilhaftig zu werden. Die Pforte hat bereits die ihr eingeräumte Initiative in Betreff der Vollberechtigung ihrer christlichen Unterthanen ergriffen, daß ihre Resultate wahr und nachhaltig werden, dafür haben die christlichen Mächte selbst zu sorgen. Bereitwillig geht die Türkei ihrem eignen Verderben

entgegen; sie will reformiren und ist durch die fremden Mächte gezwungen, zu reformiren. Dies aber ist unfehlbar ihr Untergang. Die Gleichberechtigung der Rajahs wird die Türkei aus Rand und Band bringen, der Muselmann wird sich nie zur Civilisation bequemen, noch weniger den Rajah als gleichberechtigt anerkennen, zumal dieser Vortheil zunächst in die Hände des liderlichen Griechenthums fallen muß. Meine feste Ueberzeugung ist daher: man erhalte die Türkei wie sie ist und rühre an keiner ihrer Instutionen, mögen sie noch so schlecht sein, oder man mache sich auf die Erbschaft Rumeliens gefaßt. Fragt nur den Kaiser Nikolaus, der ist hier Sachverständiger.

Bulgarien, sagte ich, ist das Land der Colonisation, dort sind keine Urwälder zu lichten, ein urkräftiger Boden wird die leichteste Mühe des Pfluges hundertfach vergelten. Ich kenne mehrere Europäer, welche in diesem Sommer das Hundert Joch fettesten Ackerlandes mit tausend Piastern, also funfzig Thalern, gekauft haben; mit zweihundertfunfzig Thalern kauft man fünfhundert Joch Acker, nebst etwa zehn Joch Wein- und ebensoviel Gartenland — welcher einigermaßen thätige Landwirth würde dabei unter hundert Procent arbeiten? — Man wird mir vielleicht einwenden, auch diese lockende Sache müsse, wie Alles, ihre Häkchen und Haken haben, aber die hat sie nicht, denn selbst die Versendung der gewonnenen Früchte ist in Bulgarien mit seiner Nachbarin, der Donau, keinen so großen Schwierigkeiten unterworfen, wie man sich bisher darstellte. Der träge Bulgar braucht allerdings vierzehn Tage, um sich mit seinen maisbeladenen Ochsenwagen vom Balkan bis zur Donau zu schlafen (denn schlafend macht er seine Fuhren), jeder thätige Landwirth jedoch braucht nur den dritten Theil dieser Frist, auch wird er zu allererst für Herstellung ordentlicher Wege sorgen. Auf den Gedanken, Eisenbahnen in Bulgarien jetzt anzulegen, konnten eben nur Engländer gerathen.

VIII.

Meine Pontus-Expedition.

An Bord des „Ferdinando primo." — Eine gewählte Gesellschaft. Die schwarze Wahnsinnige. — Gefangene Odalisken. — Seesturm. — Questa cosa non e possibile. — Die Schlösser des schwarzen Meeres. — Die Simplejaden. — Ein wunder Fleck. — Der Bosporus. — Der schönste Punkt der Welt. — Die Seraispitzen. — Die Harpyen von Byzanz. — Ein gescheidter Engländer.

Die türkische Kriegsmusik hat mich stets wehmüthig gestimmt, wo ich sie auch höre; wie oft war ich unter den klagend daher tönenden Klängen jener großen bogenartig geformten Hörner erwacht, wie oft hatten sie mich in Schlummer gewiegt und wie melancholisch tönten sie heute von den auf der Rhede liegenden türkischen Kriegsschiffen herüber, die zur Abfahrt nach Anatolien bereit waren. Der Türke ist kein Meister in den Tönen, aber diese Hornmusik habe ich nie anhören können, ohne unwillkürlich wehmüthig gestimmt zu werden; es liegt in diesen Klängen etwas unheimlich-trauriges, aber sie sind ganz geeignet als Schlachtmusik, in der es ja nie auf eine Hand voll Noten ankommt.

Seit drei Tagen hatte die Einschiffung türkischer Batterien schon begonnen, an dem Morgen, wo ich den „Ferdinando primo" bestieg, wurden die letzten Geschütze, die letzten Topschis bei der alten, morschen Landungsbrücke in die Kähne und durch diese auf die Schiffe gebracht. Drei Kanonenschüsse dröhnten von der Rhede herüber, abermals stimmte die türkische Militairmusik auf den Kriegs-Dampfern an, der Rauch wirbelte aus ihren Schornsteinen, die rothe Flagge mit dem Halbmonde und dem Stern wehte an den Hauptmasten, ein Abschiedsschuß brummte von den Wällen der Festung Varna und dahin dampften die Schiffe. — „Allaha ismarladik!" (Gott schütze Euch), dachte ich unwillkürlich; lange schaute ich den auf den asiatischen Kriegsschauplatz zu steuern-

den Schiffen nach, dann rief mir das Rasseln der Ankerkette auf unserm Fahrzeug ins Gedächtniß, daß auch ich ein Reisiger sei; auch von unserem Schiffe dröhnte ein Schuß, welcher Jedermann, der kein Passagiergeld bezahlt hatte, bedeutete, das Deck zu räumen und nach wenigen Minuten ward auch ich ins schwarze Meer hinaus geschaufelt.

Unsere Gesellschaft auf dem Ferdinando primo war eine kleine, aber die „gwählteste," geschlossene Gesellschaft, in der ich mich je befunden. Da saßen auf der einen Seite des Verdecks erster Classe, die den Europäern angewiesen und durch eine drei Fuß hohe Bariere von der der Orientalen getrennt ist, ein paar schneeweiße, aus dem Ei geschälte Engländer. Die Herren hatten gut renommiren mit ihrer schneeweißen Wäsche, sie waren von Konstantinopel nach Varna gekommen und kehrten von da wieder nach Stambul zurück. Mit einem gewissen Wohlbehagen schaute aber auch ich heute auf mein Exterieur: Mein Sommerrock blickte mit unbefangener Weiße in die Welt hinein, denn er war erst gestern eigenhändig von mir an dem Brunnen des Khans gewaschen und zwar unter Assistenz eines französischen Chasseurs, der die Seife zu diesem Experimente geliefert; ein gelbes, baumwollenes Matrosenhemd, so in Varna für zwei Francs von einem Griechen gekauft war, harmonirte ganz vortrefflich mit dem Sommerrock, meine Schärpe war sorgsam in Falten gelegt, und so konnte ich denn zum ersten Male seit vier Monaten wieder von mir sagen, ich sei ein höchst anständiger Mensch. — Doch, daß ich aus reiner Selbstbewunderung meine schneeweißen Engländer nicht aus den Augen verliere! „J think so" sie waren sehr vermögende Leute, sie rauchten Tschibuks, wie sie nur einem Pascha zustehen, und dokumentirten sich im Uebrigen auch als sehr gebildete Engländer, indem sie alsbald auf dem Deck allerlei unverschämte Attitüden annahmen und die armen Feldstühle zu den verzweifeltsten Stellungen nöthigten. Außer ihnen bestand die

Gesellschaft noch aus mehreren Italienern, einem deutschen Kaufmann, der in Pera ansässig, und endlich aus dem Glanzpunkt unserer Societät, der schönen jungen Frau des ersten Capitains, einer Italienerin mit funkelnden schwarzen Augen, schönem Teint und Allem, was sonst noch zur Schönheit gehört, was ich aber aus Gründen natürlich nicht beschreiben kann. Auf diesem Schiffe und mit dieser Bella Donna begann ich zum ersten Male in der Türkei meine italienischen Sprachübungen, die auch später in Konstantinopel so nothwendig waren; ich hatte diese Sprache schon früher gelernt, sie jedoch zum größten Theil wieder vergessen, indeß sprach die Bellissima auch ein mittelmäßiges Französisch und wenn mir also im Italienischen die Worte ausgingen, begann ich Französisch mit italienischen Endungen zu sprechen, was allerdings ein ganz wunderliches Idiom abgiebt, aber doch gar nicht unverständlich ist. In der Türkei muß man überhaupt eine Art Papagei sein, man muß alle möglichen seltsamen Sprachen durcheinander reden, ohne sie ganz verstehen zu lernen, was auch nicht nothwendig ist.

Die eigentliche „gewählte" Gesellschaft befand sich hinter der Barriere; dort lagen türkische Weiber auf ihren Teppichen, ihre Gesichter in die Jaschmaks gehüllt. Wieder von diesen abgebuchtet (denn beide Geschlechter dürfen im Orient beileibe nicht vermischt werden) saßen die Türken und Griechen mit ihren Tschibuks und Nargilehs; Gurken, Wassermelonen, und Knoblauch speisend, welcher letztere die ganze Atmosphäre des Verdecks vergiftete und mich an die Zeiten erinnerte, wo auch ich ihn essen lernen mußte. Ich will aber den Knoblauch hier nicht verleumden, denn ich glaube, er hat mich vor dem Fieber und anderen Krankheiten bewahrt. Unter den Weibern befanden sich mehrere Schwarze von abschreckender Häßlichkeit; eine von ihnen schien nicht recht „bei Troste" zu sein, denn sie hatte den Jaschmack abgelegt, sich über den Schiffsrand gelehnt und declamirte mit den Armen dem Meere lange und wie es schien sehr inhaltsreiche Ge-

schichten, die ich nicht verstanden habe. Ein Türke sagte mir, sie sei „deli“ (närrisch) und dies mußte sie auch sein, da sie zuweilen ein so helles und verlockendes Gelächter aufschlug, daß die ganze Deckgesellschaft unwillkürlich mit zu lachen anfing. Unten vor der Thür der einen Kabine saß ein schwarzer Eunuche Schildwach, er beschützte einige dort eingesperrte türkische Schöne, wahrscheinlich Sclavinnen, die nach Stambul geschickt wurden, weil sie in Varna nicht mehr vor den Courmachereien der Franzosen für sicher gehalten wurden. Für mein Leben gern hätte ich einmal in diese Kabine hineingeschaut, aber der schwarze Tugendhüter wich nicht vom Platze.

Ganze Schwärme von Delphinen schwammen am Nachmittage um unser Schiff, sie kamen aus der Richtung der Krim, zogen gen Varna und kehrten alsbald auch von dort wieder zurück; wer weiß, Herr Mentschikoff mochte sie auf Recognoscirung ausschickt haben, um zu erfahren, wie weit denn die Westmächte gediehen seien; mehre von ihnen schossen nach ihrer Gewohnheit Kobold um den Radkasten und meinten, das könne in der Krim noch eine lustige Geschichte werden, wenn sie nur erst losgehe.

Während ich spät am Abend, als wir Burgas verlassen, auf dem Verdeck saß und in's Meer hinaus philosophirte, begann plötzlich das Schiff sich zu bäumen, es knarrte in dem Tauwerk, der feurige Qualm, welchen der Schornstein ausströmte, zerstob nach allen Seiten, der Sturm pfiff durch die Löcher, welche man mir bei Nikopoli in meinen armseligen Mantel geschossen, dicke Tropfen peitschte mir der Sturm ins Gesicht, während das Verdeck sich mit Wasser füllte. Hier hörte alle Naturbetrachtung auf; mit Mühe fand ich auf diesem unsicheren Rechtsboden den Weg zur Cajütenthür, eine Sturzsee schleuderte mir einen ganzen Eimer voll Wasser ins Genick, als ich mich die Treppe hinab fühlte und von Kopf bis zu Füßen ganz frisch gewaschen, kam ich in meiner Schlafkoje an. Nie hat sich mir eine Bettstelle so wi-

derspenstig gezeigt wie in jener Nacht, denn erst nach einem zweimaligen Angriff gelang es mir, in dem Hin- und Herschaukeln des Schiffes derselben habhaft zu werden und mich unter der Bettdecke zu verschanzen.

Die ersten Strahlen der Morgensonne sahen mich schon auf dem Verdeck. Der Sturm hatte sich gelegt, das Wetter war heiter. „Wenn Alles gut geht, sind wir um sieben Uhr Morgens im Bosporus", hatte mir der Capitain am Abend gesagt; aber es war nicht Alles gut gegangen und deshalb war um fünf Uhr Morgens vom Bosporus noch keine Spur zu sehen; dahingegen war das schwarze Meer äußerst belebt, große Dampfer unter französischer, englischer oder türkischer Flagge, allerlei größere und kleinere Handels- oder Transportschiffe schwammen an uns vorbei, Delphine umkreisten abermals unser Schiff, der Himmel war wolkenleer und die Sonne drohte mit vollen dreißig Graden Reaumur. Drei Stunden lang saß ich neben dem italienischen Steuermann, fragend schaute ich ihn in meiner Ungeduld oft an, er verstand mich, aber auf seinem Antlitz stand die beliebte Phrase „questa cosa non e possibile." — Endlich, endlich tauchten vor uns auf dem nackten Felsgestade die Schlösser des schwarzen Meeres auf, welche die Einfahrt des Bosporus beherrschen. Vorbei gings am Eski-Fanaraki-Burnu, an dem Schlosse Kilia und nach einer Stunde befanden wir uns angesichts der Kyaneen, der Symplejaden, dieser aus dem Wasser ragenden schwarzen Felsen, welche die Mythe früher beweglich gewesen sein läßt. Welch ein großer Mann muß Orpheus gewesen sein, daß er diese Felsmassen durch seine Leier zum Stillstande bewogen, damit sie nicht die Schiffe der Argonauten zertrümmerten, als sie ausfuhren, den kostbaren Schafpelz zu holen! — Dort hoch oben liegen auf dem europäischen Ufer Rumili-Fanaraki, auf dem asiatischen Ufer Anadoli-Fanaraki, die Leuchtthürme zweier Welttheile; unter ihnen die ersten, den Bosporus vertheidigenden

Schlösser, der massive drohende Osmanentrotz mit seinen zahllosen Feuerschlünden, die sich in der fast ununterbrochenen Doppelreihe der Bosporus-Forts bis nach Stambul hinziehen. Der Bosporus ist so mit Kanonen verwahrt und gespickt, daß kaum eine Maus hindurchschlüpfen könnte und dennoch gelang es zu Anfang des Krieges einem russischen Schiffe glücklich durch dieselben ins schwarze Meer zu steuern. Ich habe nichts einzuwenden gegen die Vortrefflichkeit dieser Forts selbst, sie mögen nach der Wasserseite zu die besten Dienste leisten, aber sie sind auf der Landseite vom Feinde zu umgehen und zu dominiren. Seltsame Grille, daß man glaubt, der Feind müsse gerade da angreifen, wohin man ihm als sehr verfängliche Lockspeise die Kanonen gestellt! Hier ist der sterbliche Fleck Konstantinopels, von hier aus würde es den Russen gelungen sein, durch einen Landgang sich der Höhen zu bemächtigen und Konstantinopel mit einem großen Landheere zu bedrängen; von hier aus führt der Weg den Feind zu der Lebensader ganz Konstantinopels, zu den Wasserleitungen von Belgrad; wer den Byzantinern diese Lebensader unterbindet, läßt innerhalb acht Tagen die ganze Hauptstadt verdursten.

Die Einfahrt in den Bosporus ist allerdings grotesk, aber keineswegs schön, da die nackten Felsen dem Auge nichts zu bieten haben; aber wenige hundert Schritte weiter hinein beginnt ein Panorama, das an wechselndem Zauber alle Imagination übertrifft. Bei Rumili-Kawak, dem Schloß auf der europäischen Seite, und Anadoli-Kawak (das Murat IV. zum Schutze gegen die Kosacken erbaute) auf der asiatischen Seite, unterhalb der Ruinen des alten genuesischen Schlosses, das weit über die Höhen dahin ragt, entfalten sich die Herrlichkeiten des Bosporus, in denen jedoch die europäische Seite an Schönheit den Preis davon trägt. Zahllos, sagte ich, sind die Forts und Batterien, welche den Canal beherrschen, noch zahlloser die Feenschlösser, welche sich fast ununterbrochen, nur untermischt von

den geheimnißvoll düsteren Cypressen und dem dunklen Grün der Wallnuß- und Feigenbäume an beiden Küsten dahin ziehen. Hier haben Elfen und Feen gebaut; hier beginnen die Märchen der Tausend und Eine Nacht; hier muß der Phönix, der „Vogel der Poesie“ nisten, hier hat am liebsten die Geschichte geweilt und die Sage ihren ehernen Griffel in das mosige Gestein des Heiden- und Christenthums vertieft; hier schaut das Lächeln Scheherasadens aus jedem vergitterten Fenster; hier glänzt der Mond in süßen Nächten am liebsten und übergießt den ganzen Zauber mit bläulichen Tinten; hier schlug Darius seine Schiffbrücke über den thracischen Bosporus; hier lagerte der fromme Gottfried von Bouillon mit seinem Kreuzfahrerheer; hier schwamm die schöne verfolgte Jo, in eine weiße Kuh verwandelt, nach dem asiatischen Ufer hinüber, als — — doch schweigen wir von dieser Geschichte, denn wer weiß, ob sie wahr ist.

Schnell trug mich das Dampfschiff an dem reizenden Bujukdere (dem „großen Thal“) vorüber, in welchem die Gesandten der europäischen Mächte während des Sommers die Idylle durch diplomatische Chikanerien profaniren; dann folgte rechts Therapia, wo einst der Sultan residirte, links Chunkiar-Iskelessi, berühmt durch den Vertrag, der Rußland das schwarze Meer übergab, und die Beykos-Bai, in welcher gerade jetzt die türkische Flotte vor Anker lag; rechts das vorspringende Jeni-Köi-Burnu, links Indschir-Köi, — und so ging die Fahrt weiter zwischen Stenia und der Bucht von Tschibukli, Balta-Liman und Kandidsche, den Schlössern Rumili- und Anadoli-Hissar mit ihren großen massiven Thürmen und den sie beschattenden Cypressenhainen; ersteres baute Mohamed **II.** zum Entsetzen der zitternden griechischen Phaläologen. — Dort oben stand einst der Felsenthron des Darius, von welchem aus dieser seine Armeen nach Europa marschiren sah, während dort drüben Anadoli-Hissar sich in der Geschichte den Namen des schwarzen Thurmes

verdient, weil massenhaft in demselben die armen Gefangenen den entsetzlichsten Foltern erlagen. Jetzt kommt die sogenannte Teufelsströmung, „Scheitan Akindissi“ des Bosporus, zu beiden Seiten Bebek und Kandili, Arnaut-Köi und Wani Köi, Orta-Köi und Beglerbeg-Köi, Beschiktasch und Dolmabagdsche. Kaum biegt das Schiff um Kuru-Tscheschme, so tritt der Glanzpunkt dieses Feenbildes, die Seraispitze mit ihren vielen Thürmen, ihren dunklen Cypressen, ihren glänzenden Moscheen dem Auge entgegen; links entfaltet sich allmälig das asiatische Skutari, rechts Tophane, Galata und Pera, das Frankenquartier. Das schönste Blatt aus dem Wunderbuche des Orients liegt vor mir, der Punct, von welchem, wie der Dichter sagt, man die Erde betrachten müsse, wenn uns nur ein einziger Blick auf dieselbe gestattet sei. — Leser, ich habe Dir ein ganzes Epos voll trüber und heiterer Gesänge in diesen Blättern geschrieben, ich habe Dir gesagt, daß ich die Pracht des Orients lange vergeblich gesucht, daß ich viel Ungeziefer und viel brave Menschen gefunden, und gewiß hast Du bei Dir gedacht, wenn's da nichts Besseres giebt, so kann mir die ganze Türkei gestohlen werden! Aber hier, hier beginnt die eigentliche Sonne des Orients, hier ist jeder Punct ein Wunder, ein Traum der verwegensten Phantasie, denn hier steht der schönste Punct der Welt.

Während der Fahrt durch den Bosporus war mir eine ganze Flotte von Kriegs- und Handelsschiffen begegnet, namentlich in der Beykos-Bai lagen etwa funfzehn türkische Kriegsschiffe, der wesentlichste Bestandtheil der ottomanischen Flotte, vor Anker. Es hieß, sie rüsteten zur Theilnahme an der bevorstehenden Expedition gegen die Krim, aber ich sah sie später noch vierzehn Tage dort liegen, bis sie endlich nach Varna gesteuert waren, um sich in Baltschik der vereinigten Flotte anzuschließen. Ich muß gestehen, meine vorgefaßten Ansichten von dem Zustande der türkischen Kriegsfahrzeuge sind sehr zu Gunsten derselben bekehrt

worden; die meisten der türkischen Schiffe sind von europäischem Beil gezimmert, sie sind ganz in derselben europäischen Weise armirt und auch die türkischen Matrosen sind in ihrem Costüme ganz nach fränkischem Schnitt ausgerüstet. Die Pforte besitzt unleugbar einige ganz vortreffliche Schiffe, ob aber der Türke zur See im Manöver seinen Freunden und Feinden ganz gewachsen ist, das möchte ich bezweifeln. —

Auch französische und englische Schiffe, namentlich Dampfer, waren im Bosporus thätig, das regste Treiben aber entfaltete sich der Seraispitze gegenüber, zwischen Galata und Skutari, auf dem Ankerplatze, wo sich der Bosporus mit dem Marmora-Meer und dem goldnen Horn vereinigt. Was ich an Schönheiten an den Ufern des Canals gesehen, war nur ein Vorspiel zu dem überraschend großartigen Anblick, der sich hier entfaltete. Links von uns zog sich Skutari mit seiner Häusermasse an dem asiatischen Hügel hinan, auf der Höhe gesäumt von den unzähligen Cypressen der berühmten mohamedanischen Grabstätten, auf seiner Rechten zeigte sich die enorme Caserne, zu den Füßen derselben das reizende Kadi-Köi auf dem classischen Boden des einstigen Chalcedon; hinter dieser Landschaft die Berge Bulgurlu und Kassi-Dagh; zu den Füßen derselben das Marmora-Meer mit den schönen Prinzen-Inseln. Gerade vor uns streckte sich uns die Seraispitze entgegen mit ihren unendlichen, theils unheimlichen, historischen Erinnerungen, die aus dem dunklen, die Kiosks umgebenden Laube uns gleichsam zuzuflüstern schienen. Hinter diesem Chaos von Thürmen, Häusern und Cypressen ragten die Moscheen Stambuls, die große Aja Sophia, die Achmetje, die Suleimanje, die Mahmudje und alle die übrigen mit ihren goldenen Kuppeln und den glänzenden Minarets hervor, dazwischen die verbrannte Säule und der Seraskier-Thurm. Zu unserer Rechten stieg das Ufer von Tophane und Galata mit seinem unermeßlichen Häuserwust steil hinan zum Galata-Thurm und

Pera, der eigentlichen Frankenstadt, dem „diplomatischen Krähwinkel". — Unermeßlich ist dieses Gemälde, unfaßbar für den Blick des Fremden, unbeschreiblich für die Gewalt der poetischsten Feder.

Der Zufall oder das Schicksal begünstigte meine Ankunft in Konstantinopel, leichte Nebel senkten und hoben sich über den Kuppeln der Moscheen und spielten in dem Laube des Serai, kerzengerade schickte die Sonne ihre Strahlen auf diese Nebel herab, durchglühte sie mit goldenen Schimmern und warf den Reflex des colossalen Halbmonds auf der Aja Sophia in das Marmora-Meer; die Quais von Skutari und Galata belebten sich mit der buntesten orientalischen Staffage, ganze Schwärme von Möwen schaukelten sich auf dem Wasser um uns her; mindestens ein halbes Hundert der eleganten, schön geschnitzten und federleichten Kaïks, der türkischen Gondeln, steuerte im Wettkampf auf unser Schiff zu, und lag im nächsten Augenblick wie eine Piratenflottille an der Treppe; ein türkischer Polizeibeamte legte an das Schiff, um sich nach dem Gesundheitszustande der Passagiere zu erkundigen, und kaum war die Antwort befriedigend ausgefallen, kaum hatte man uns die „libera pratica" gegeben, als auch die Katzbalgerei der Kaïkschis um uns arme Passagiere begann. Die Nachtsäcke und Koffer f l o g e n gleichsam von Bord in die Kaïks, das Gedränge auf der schmalen Schiffstreppe wurde lebensgefährlich, ich selbst hing, mich gegen ein paar mir nachgeschobene Koffer wehrend, an dem Seil der Treppe, und ward ein Opfer des mich unten im Boote auffangenden armenischen Kaïkschi's.

Der ganze Zauber jenes von mir oben beschriebenen Bildes verschwand aber, wie aller Zauber, bei der ersten Berührung. Kaum hatte ich den Fuß aufs Land gesetzt, als die süße Illusion zerstört war: die Häuser, die, aus der Ferne betrachtet, von Elfen erbaut schienen, waren in der Wirklichkeit nicht einen

Piaster mehr werth als alle die, welche ich in Bulgarien gesehen; die bunten, farbigen Gestalten, welche der Reisende als echt orientalische Staffage auf den Quais umherwandeln sieht und die er von Weitem für lauter Paschas und Sultane zu halten geneigt ist, verwandeln sich in der Nähe in zerlumptes Gesindel, türkische Hamals (Lastträger), griechische Gauner und maltesische Banditen. — Schade, daß mein schöner Traum so schnell zu Ende war! Noch heute bewundere ich den Engländer, dem man vor der Ankunft in Stambul gesagt hatte, man müsse die Stadt nicht betreten, um sich die Illusion bewahren zu können; er merkte sich diesen Rath sorgfältig, miethete sich vom Schiffe aus eine der griechischen kleinen Fruchtschaluppen, fuhr in dieser acht Tage lang auf dem Bosporus, dem Marmora-Meer und dem goldnen Horn umher und verließ mit dem nächsten Passagierschiff Konstantinopel, ohne das Land berührt zu haben.

IX.

Pera.

Ein Vorspiel entre deux. — Douane. — Ein empfehlenswerthes Wirthshaus. — Mein Kampf mit der Natur. — Galata. — Der piccolo campo. — Byzantinische Nächte. — Der jardin de fleurs. — Physiognomie von Pera. — Das Theater. — Die Hundetürkei. — Vater und Sohn. — Die Deutschen. — Die Pera-Hotels. — Bettelwesen. — Ein türkisches Bad. — Die Arabas. — Die türkischen Frauen. — Türkische Eifersucht.

Der kurze Weg vom Dampfschiff bis zum Landeplatz und von da zum Hotel genügte gerade für einen zweimaligen Versuch, mich zu prellen. Man hatte mir gesagt, ich sollte lieber nicht mit dem Kaïkschi accordiren, sondern ihm beim Landsteigen zahlen, was ich für anständig halte; dies befolgte ich. Während der

Fahrt zum Lande fragte ich aber, um später mögliche Weitläufigkeiten zu vermeiden, den Kaïkschi, was er bekomme. „Jirmi grusch" (20 Piaster), antwortete der Bursche, ein Armenier vom reinsten Wasser. Ich wußte, daß man für eine Ueberfahrt von Galata nach Skutari nur fünf Piaster zahlte und erklärte ihm daher, ich werde ihm höchstens zehn Piaster und zwar nur dann zahlen, wenn er jede Tendenz, mich zu prellen, vermeide. Der Armenier bestand auf zwanzig Piaster, weil er mich in Händen zu haben glaubte, da wir mitten auf dem Wasser schwammen; ich wollte keinen Para mehr geben und wurde hierin noch bestärkt, als einer der Passagiere, der in Pera domicilirte deutsche Kaufmann, an mir vorbeifahrend und meinen Wortwechsel hörend, mir zurief, ich sollte ja nicht mehr als fünf Piaster zahlen. Endlich erklärte der Armenier, wenn ich nicht zwanzig Piaster gebe, fahre er mich nicht an's Land, sondern kehre sogleich um und lasse mich so lange auf dem Wasser schwimmen, bis ich nachgebe. „Thue das," antwortete ich dem Burschen, „ich habe keine Eile; die Gegend hier gefällt mir, laß uns also hier bleiben." Gleichzeitig holte ich meinen Tabacksbeutel hervor, zündete mir meinen Tschibuk an, und streckte mich gemächlich im Kaïk aus, entschlossen, mir nicht die Laune verderben zu lassen. Es war erst Mittag, das Wetter war vorzüglich, die Sonne konnte mir meinen Teint nicht mehr verderben, und was konnte mir überhaupt Angenehmeres passiren, als recht con amore den herrlichen Anblick Konstantinopels zu genießen. Ob ich eine Stunde früher oder später das Land betrat, das war höchst gleichgiltig, zu versäumen hatte ich gar nichts, und wenn ich mir das einige hundert Fuß über dem Landeplatz liegende Pera betrachtete, so fühlte ich auch wenig Lust, da hinauf zu klettern. Den Armenier frappirte dieses Phlegma offenbar; nachdem er etwa fünf Minuten die Ruder eingezogen, und schweigend mit angesehen hatte, wie ich mich offenbar ganz gut amüsirte, begann er, andere Saiten aufzuziehen

und meinte, ich solle wenigstens funfzehn Piaster bezahlen. — „Olmas!“ antwortete ich. Nach wieder einer Pause erklärte der Gauner, wenn ich denn durchaus nur zehn Piaster zahlen wolle, so solle ich ihm dieselben jetzt geben. „Yok, Galatada“ (nein in Galata) war meine Antwort, da ich wohl voraus sah, daß der Bursche mir später am Lande Schwierigkeiten zu machen beabsichtigte. Endlich schlichtete sich die Sache dadurch, daß ich die zehn Piaster vor mir in das Kaïk legte und ihm verbot, dieselben früher anzutasten, als bis wir am Lande seien. Der Armenier schob die Ruder wieder ins Wasser und in wenigen Minuten stand ich auf dem Quai.

So war ich denn in der Stadt meiner Träume! — Aber meine armen Illusionen, was war aus ihnen geworden! Die Stadt war da, meine Träume jedoch waren verschwunden. Der Quai, auf welchem ich dastand, war ein elendes, morsches Holzgerüst, in welchem ich mit den Füßen stecken blieb; anstatt des Märchen- und Rosenölduftes drang mir Fisch-, Gurken- und Knoblauch-Geruch entgegen, die ganze aus den engen, dunklen Gassen von Galata herausqualmende Atmosphäre legte sich beklemmend auf meine Brust. Ein Hamal oder Lastträger war schnell gefunden; dieser trug meinen Reisesack mit den wenigen Habseligkeiten, die mir aus meinem Feldzuge übrig geblieben waren; ein zweiter Hamal begleitete ihn, zu welchem Zweck, das sollte ich bald erfahren. Am Thor, einer niedrigen, schmuzigen Pforte, mußte ich der türkischen Douane meinen Reisesack öffnen; ich sah bald, daß es nur auf Bakschisch abgesehen war und reichte den beiden Türken vier Piaster, worauf denn „hepsi pecki“ (Alles gut) war. Jetzt lud der zweite Hamal den Reisesack auf den Nacken und der erste begehrte seine accordirten fünf Piaster. Ich erklärte, daß ich nur einen Hamal vom Landeplatz bis zum Hotel brauche und dieser eine die fünf Piaster erhalte, wer von Beiden das Geld nun bekomme, sei mir gleich-

giltig, ich werde aber erst in der Locanda bezahlen. Die beiden Hamals waren hiermit nicht zufrieden, der eine wollte fünf Piaster haben, weil er die Sachen bis hierher getragen, der andere wollte fünf Piaster haben, weil er sie ebenfalls zu tragen im Begriff war; ich machte kurzen Prozeß und begehrte die Vermittelung der türkischen Douaniers, denen ich vier Piaster bezahlt und wofür ich also genügende Ansprüche auf Gerechtigkeit hatte. Die Sache wurde von diesen summarisch zu meinen Gunsten entschieden und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Ich werde nie vergessen, dem Hauptmann J. in Schumla dankbar zu sein, der mir das „Hôtel de Mediterranée" (buchstäblich so nannte sich dasselbe im reinsten Französisch) in Galata als eine billige und zugleich außerordentlich angenehme Pension bezeichnete und mich der Aufmerksamkeit des Wirths durch ein kleines Schreiben empfahl. Vier Tage wohnte ich, und ebenso auch Dr. E., in demselben und hatte dort während dieser vier Tage dreihundertfunfzig Piaster verzehrt, obgleich ich eigentlich gar nichts in demselben genossen und der Wirth uns jeden Abend mit der Phrase empfing: „nun, die Gesellschaft hat heute vergebens mit dem Diner und dem Souper auf Sie gewartet!" Trotzdem stimmte die Rechnung des Wirths. Wie wir das angefangen, und wie er das angefangen, ist mir noch heute ein Räthsel. Humoristisch klang mir seine Bemerkung, daß er die Rechnung ausnahmsweise sehr billig gestellt, da er unter diesen Umständen hoffen dürfe, ich werde gelegentlich ein Paar Zeilen zu Gunsten seines Hotels einfließen lassen, aus welchem Grunde er auch gern die funfzig Piaster streichen werde. Ich thue das mit Vergnügen, denn der Mann schreibt eine famose Rechnung und seine Gäste haben trotzdem die Beruhigung, sich nicht den Magen überladen zu haben. Man wird dieses Hotel nicht verfehlen können; es steht in der am goldenen Horn hinlaufenden zweiten Galatastraße, einer langen, schmuzigen Gasse,

es streckt sein Schild, auf welchem der Begriff Wirthshaus in allen möglichen lebenden Sprachen geschrieben steht, weit in die Mitte der Straße hinein und liegt der deutschen Bierschenke von Herrn Bamberger gegenüber, in welcher man zu jeder Tageszeit den großbärtigen Wirth hinter dem Büffet und nüchterne und betrunkene Deutsche antreffen kann.

Dr. E. und ich wir bewohnten in dem Hotel ein großes Zimmer, unsere Betten standen sich gerade gegenüber. Ziemlich ermüdet, hielten wir bald nach unserer Ankunft einen Mittagsschlummer, und diesmal war ich derjenige, welcher den gesundesten Schlaf entwickelte. Etwa eine Stunde, nachdem ich eingeschlafen, weckte mich die Stimme meines Zimmergenossen. Herr E. kniete im Bette und sah sehr echauffirt aus. „Was ist Ihnen?" fragte ich. — „Aber, mein Gott, fühlen Sie denn nichts?" antwortete er ganz außer sich. — „Ja, ich fühle ein ungeheures Wohlbehagen." — „Mein Bett ist voll von Wanzen!" rief E. — „Unmöglich; ich bemerke gar keine!" — „Aber ich sehe Sie doch schon seit einer halben Stunde sich die Arme kratzen!" wandte E. auf meine halb im Schlaf gesprochene Antwort ein. — „So? Sehen Sie das?" fragte ich zögernd und eigentlich jetzt erst erwachend. In der That war ich im vollständigsten Vertheidigungszustande gegen Alles, was außer mir noch im Bette war; ich hatte mir die Arme bereits halb wund gekratzt, ohne es selbst zu wissen. Jetzt sprang auch ich auf und sah dann auf meinem Kissen eine ganze Versammlung von großen und kleinen Wanzen, auch schwarzen, breiten Insekten, die ich späterhin „Schwaben" nennen hörte, und allerlei anderm Gethier. Ich schlug entrüstet mit der Faust auf das Kissen, daß die ganze ehrenwerthe Versammlung in die Höhe sprang; zwanzig Piaster tägliche Miethe und obenein noch eine Million von Wanzen, das lag außer unserer Verabredung mit dem Wirth. Ich riß an der Klingelschnur, der Cameriere, ein Italiener, trat ein, ich zeigte

ihm „questa cosa," verlangte andere Betten und wollte den Wirth sprechen. „Subito, Signore!" antwortete der Cameriere und holte mir den Wirth. Dieser zuckte die Achsel, konnte nicht begreifen, wie so viel Wanzen in den Betten seien, da diese doch erst vor Kurzem gereinigt, versprach, dies noch einmal auf der Stelle besorgen zu lassen und gab uns schließlich den Trost, daß wir dieses Uebel in allen übrigen Hotels finden würden. Ich erklärte dem Wirth, daß ich nicht in allen übrigen Hotels, sondern in dem seinigen wohne und überall so lange ausziehen würde, bis ich von diesem Ungeziefer nicht mehr behelliget werde. Die Betten wurden gereinigt, ich begab mich noch des selbigen Tages nach Pera hinauf und kaufte dort in einer „Pharmacia" ein Packet Insektenpulver, mit welchem ich am Abend das ganze Bett bestreute. Dieses hatte folgendes Resultat: als ich am anderen Morgen erwachte, fand ich mich von oben bis unten bemehlt mit Insektenpulver: Haar, Schnurbart, Augen, Nase und Ohren, Alles war voll Insektenpulver, das ganze Kissen mit demselben überdeckt, und zwischen dem Pulver sah ich die armen Thiere ganz benebelt von dem Genuß umherkriechen. Wie dem aber auch sein mochte, ich behielt doch die Oberhand und konnte in den nächsten Tagen wenigstens zum Schlaf kommen. Also hatte die gute Sache, nämlich das Insektenpulver, gesiegt.

Galata zu beschreiben, lieber Leser, das wage ich nicht; diese ganze Vorstadt, vom goldnen Horn hinauf bis zu der Mauer, an deren Pforte allabendlich der Türke die Thorsperre durch ein Backschisch einnimmt, ist in ihrem ganzen übereinander gestapelten Häusercomplex mit den schmuzigen Gossen, den übelriechenden Fisch- und Gemüsebuden, den Wollkratzern, den Kleiderhändlern, den Christen, den Juden, den Griechen, den Armeniern und den deutschen Schneidern nichts als ein ekelhaftes Gomorrha, und halsbrechend ist es, bei Abend die steile nach Pera hinanführende Gasse zu passiren. Hier unten in Galata ist der

eigentliche europäische Handelsplatz, hier reiht sich Bude an Bude, hier herrscht ein Gedränge, ein Geschrei, ein Geruch, der unbeschreiblich ist; hier wird am meisten gestohlen und betrogen, hier treiben namentlich die Malteser, die auch in dem „Maltesergäßchen" ihren Schlupfwinkel haben, ihr Banditenhandwerk, hier sind alle Nationen gleich elend vertreten und wäre ich der Apostel Paulus, ich würde an die Galater schreiben: „Ihr seid allzumal Halunken und Spitzbuben, namentlich Ihr Armenier und Griechen; Ihr beißet und fresset Euch unter einander", wie der Apostel schreibt, „ja Ihr thut noch viel mehr unter einander, was ich gar nicht schreiben mag."

Die steile Hauptstraße von Galata, auf welcher man Pera erklimmt, besitzt ein Straßenpflaster ganz nach türkischer halsbrechender Manier; auf beiden Seiten sind die elenden Baracken, deren Dächer so weit vorspringen, daß nicht Sonne noch Mond hineindringt, zu Boutiken eingerichtet; hier in dieser Straße ist namentlich auch der Stapelplatz der deutschen Schneider, jener Spezies, die man in der ganzen Welt zerstreut findet. Ein bemerkenswerther Punct in dieser Straße ist die „London Tavern" in der man einen vorzüglichen Bordeaux trinkt; wer von Galata da hinauf klettert, bedarf in der Hitze einer Stärkung und gehe dieser Taverne ja nicht aus dem Wege; ich habe dieselbe während meines Aufenthaltes lieb gewonnen, ja sie ist mir sogar theuer geworden, denn billig ist in Konstantinopel überhaupt nichts, und wer des Lebens Unverstand dort mit gebührender Wehmuth zu genießen wünscht, der mache sich darauf gefaßt, täglich, Alles in Allem, seine zwei Ducaten zu verausgaben.

Ich hatte bereits viel von dem „piccolo campo" in Pera gehört, suchte diesen natürlich zuerst auf und erstieg denselben nach allerlei Umwegen auf dem Wege des im desolatesten Zustande befindlichen Kirchhofes, der sich von der Ecke des piccolo campo, von dem Hotel der preußischen Gesandtschaft nach Ga-

lata hinabstreckt und allabendlich der Schauplatz süßer oder bitterer Liebesabenteuer ist. Dieser piccolo campo ist zugleich der Sammelplatz verschiedener Pera-Hotels, der Franken-Pensionen, und verschiedener von Griechen gehaltener Kaffeehäuser. Nichts schöner, als während der Abende, wenn die Schröder'sche Capelle aus Wien hier spielte, einen bescheidenen „Wischnab" oder einen unbescheidenen Grog zu trinken, dabei die mondbeleuchtete Aussicht über die dunklen Cypressen des Kirchhofes hinweg auf das tief unten liegende goldene Horn und das in dunklem Schatten träumende Stambul, die Türkenstadt, zu genießen, dann sich die in dem engen Raum auf und nieder promenirende beau monde anzuschauen und sich in die Geheimnisse der großen, schwarzen Augen der Perotinnen zu versenken. Eine seltsame, verhängnißvolle Schöpfung des Himmels, diese Augen von Pera! Es sind nicht die großen „katholischen" Augen, von denen Heine spricht, es liegt vielmehr ein ganzes Evangelium des Heidenthums in ihnen, sie können das ganze Christenthum einer schwachen Menschenbrust über den Haufen stoßen und sehr viel Elend anrichten, davon hat man Beweise genug. Ich erinnere mich zweier Augenpaare, von denen ich noch nicht weiß, welches das schönste war. Das eine wohnt in Tirnowa, dem Schneegipfel des Balkan gegenüber; wohl ist das weiße Haupt des Hämus ehrwürdig und schön, aber schöner noch sind die schwarzen Augen der Bulgarin dort. Als ich sie zum ersten Male hinter dem offenen Fenstergitter entdeckte, stand ich still und betrachtete sie und in mir sang eine Stimme das heimatliche „Du hast die schönsten Augen" und „Du hast Diamanten und Perlen", denn nach echt bulgarischer Sitte schlang sich eine Schnur von lauter blanken Ducaten durch ihre schwarzen, um den Scheitel gelegten Flechten. Vor ihr auf dem Fenster stand eine Schaale voll frischer Rosen; ich trat näher an das Haus. „Güsell Kis, wer bane bir gül!" (schönes Mädchen, gieb mir eine Rose) redete ich die Ducaten-Maid an, und

sie griff in die Schaale und warf mir eine Rose hinab. Als ich nun in einer romantischen Anwandlung die Rose an meine Brust drückte, lachten die schwarzen Augen laut auf und klatschten sich in die Hände. Sie mochten aber Recht haben, denn hätte ich mich in dieser Position gesehen, ich würde mich selber ausgelacht haben. Als ich am anderen Morgen zum Städt'l hinaus ritt, war das Fenstergitter geschlossen und die schwarzen Augen waren vermuthlich auch noch geschlossen, denn es war drei Uhr Morgens und das ist für schöne Augen offenbar zu früh. Vermuthlich hat sie ihren Freundinnen von mir erzählt, es sei gestern ein verrückter Capitano (denn so heißt dort der Franke) vor ihrem Fenster gewesen, der ihr ganz närrische Dinge vorgemacht und den sie heute recht tüchtig auslachen wollten, wenn er wieder komme. Aber er ist nicht wieder gekommen. In einen solchen Ruf kann man durch dergleichen gerathen. Das zweite Augenpaar wohnt in der Straße hinter der englischen Gesandtschaft zu Pera. Es war — — doch, das ist eine dumme Geschichte. —

Ueber diesen Augen hab' ich ganz den „piccolo campo" vergessen, von dessen herrlichen Mondnächten ich noch Einiges schwärmen wollte. Eine schönere Aussicht als von hier oben ist, wie ich sagte, kaum denkbar: während von der Mitte des campo das Orchester ertönt, oder irgend ein italienischer Bänkelsänger oder gar eine vacirende Sängerin sich hinter uns postirt und frivole Liebeslieder singt, die ganz in das Klima passen, rauscht es geheimnißvoll zu unseren Füßen unter den Cypressen des Kirchhofes, nachtwandelt es unten zwischen den Leichensteinen der armen begrabenen Türken, die nun schon längst im Paradiese sind und es sich von dort oben herab gefallen lassen müssen, daß irgend ein fränkisches Liebespaar auf den Gräbern seine Gefühle austauscht. Es ist das eigentlich sehr gottlos, aber wenn der Türke auf seinen Kirchhöfen sitzt und frische Gurken ohne Essig und Oel verspeist, ganze Kaffeezelte Sonntags in denselben

aufschlägt und also den Friedhof selbst zur Tabagie macht, warum sollen nicht auch Andere dort Gefühle haben? Dieser Kirchhof ist das Stelldichein aller Verliebten und was dort unten passirt, davon weiß Niemand was. Also: über diese Liebesgeschichten hinweg schaut man auf das im Mondenschein glitzernde goldene Horn, auf die Türkenstadt, in der allmälig ein Licht nach dem anderen verschwindet, während die Aja Sophia ihren goldenen Halbmond in den Himmel streckt, und, wenn es der Kalender will, also zwei Monde vom Himmel leuchten.

Hier in den Kaffeehäusern giebt es Tschibuks in Menge; Alles sitzt und qualmt, Alles spricht alle Sprachen, die heimatlichen und die fremden, die, welche man versteht, und die, welche man nicht versteht. Während ich den „piccolo campo“ frequentirte, lagen hinter dem Gitter auf dem Kirchhofe selbst, also ganz in der Nähe der im Freien stehenden Tische ein paar todte Hunde, welche schauderhafte Gerüche verbreiteten; diese aber störten das allgemeine Vergnügen nicht, es dachte Niemand daran, sie wegzuschaffen. Ebenso wenig wird der große Schutthaufen in der Mitte des Promenadenplatzes entfernt, derselbe liegt schon lange da, man stolpert über ihn hinweg, er genirt Niemanden, und wird auch wohl ruhig da liegen bleiben. Auf dem piccolo campo kauft man sich in dem Laden neben dem Hôtel de Paris eine Papierlaterne, und geht mit derselben nach Hause, wenn man nicht unterwegs den Hals brechen oder in die Hände der türkischen Kawassen gerathen will (denn durch eine Laterne ist man Abends immer legitimirt, mag man nun ehrlich sein oder gestohlen haben), oder man geht auch, wie ich, nach dem zweiten und letzten Vergnügungsorte Pera's, nach dem „jardin de fleurs“, in welchem Garten ebenfalls Musik ist, und in welchem von zehn Uhr Abends an die schöne Welt in einem Cirkel rund herumgeht wie die Erde um die Sonne, bis man endlich schwindlich wird, sich in dem Rondel auf eine Bank niederläßt und der

„Cameriere" (gewöhnlich ein ungeschlachter Hausknecht in Hemdärmeln) herzuspringt und fragt: „Comande, Signore?" Will man nicht grobe Bemerkungen hören, so „commandirt" man ein Glas schlechten Punsch, bezahlt diesen mit doppeltem Gelde und — bewegt sich schließlich immer wieder im Kreise herum, bis man des kreisförmigen Vergnügens satt ist und den „jardin de fleurs" verläßt.

Um Pera zu charakterisiren, liebt man den Ausdruck: „Es sieht aus wie eine italienische Stadt zweiten Ranges." Mit demselben Rechte und ebenso bezeichnend könnte man auch sagen: Wien sieht aus wie Berlin, und wer Beides nicht gesehen hat, ist dann noch ebenso gescheidt wie er gewesen. Pera hat sein ganz eigenthümliches Gepräge; Lage, Bauart, Bewohner, Alles hat sein Besonderes, was sich eben nur mit Pera selbst vergleichen läßt. Wer aus Bulgarien kommt, die schmuzigen Gassen des unteren Galata hinter sich hat und glücklich bis zum Galata-Thurm hinauf geklettert ist, wird, sobald er die Höhe, gewissermaßen das von dem kleinen Kirchhofe, gegenüber dem Mewlewi-Kloster, beginnende Plateau erreicht hat, eine sehr hohe Achtung für Pera gewinnen. Hier sieht er zum ersten Male Häuser in europäischem Styl, reine und ganze Glasfenster, europäische Läden, ja sogar mitunter eine ganz frappirende Eleganz in den Modemagazinen. Hier sieht er das Hotel- und Tabagien-Wesen beginnen, das doch immer selbst den allersolidesten Menschen ein wenig anheimelt; hier erblickt er wieder die schwarzen Cylinderhüte, diese verwünschte Erfindung, die uns von der Confirmation bis ins Grab begleitet, und nirgendwo abscheulicher und philiströser aussieht, als gerade im Orient, wo der kleidsame Turban und der Feß regieren; hier sieht man zum ersten Male wieder europäisch gekleidete Damen, nachdem man sich schon daran gewöhnt hat, das weibliche Geschlecht wie lebendige Mumien eingewickelt auf den Straßen schleichen zu sehen; hier beginnt wieder das öffentliche

Leben, welchem der Türke aufs strengste immer den Rücken seines Hauses zukehrt — mit einem Worte: hier findet man sich wieder heimisch. Die Häuser sind theilweise ganz elegant, wenn sie auch nur von Pappe, oder vielmehr von leichtem Holze sind; sie sehen alle ziemlich neu aus und sind es auch größtentheils; denn man will wissen, daß die ältesten Häuser von Pera, das heißt die hölzernen, nicht über zehn Jahre alt sind. Die Art und Weise, wie man im Orient mit den glühenden Kohlen umgeht, sorgt schon für ausgedehnte Feuersbrünste, die in der Regel ganze Straßen in Asche legen; man baut die Häuser wieder ebenso leicht auf, setzt die vier Eckpfähle in die Erde, klebt ein Bischen Papier um dieselben, oder richtiger: nagelt dünne Bretter um die vier Seiten, macht ein schlechtes Dach darauf, und das Haus ist fertig. Eine Ausnahme von dieser Bauart bilden nur die Hotels der Gesandtschaften, die von Stein ausgeführt sind; unter diesen sind das englische, das österreichische und das russische Hotel wohl die hervorragendsten; letzteres ist natürlich jetzt geschlossen, das Wappen ist herabgenommen, das große Portal blickt düster in die Straße, Niemand kümmert sich um das verlassene Gebäude, und so anständig sind die Türken, daß sie selbst die Hausthür mit allen satyrischen Malereien verschont haben, obgleich es ihnen keineswegs an Sarkasmen fehlt und sie sogar ungern eine Gelegenheit, ihren Witz zu äußern, unbenutzt lassen.

Die Hauptstraße ist die große Perastraße; sie hat wie alle Straßen und Gassen ein schauderhaftes Pflaster, ist anfangs sehr eng und weitet sich erst nach dem großen Camp zu; in dieser Straße befinden sich die größten europäischen Kaffeehäuser, das Theater, der jardin de fleurs und die eleganteſten Läden, die zum Theil denen unserer Hauptstädte wenig nachstehen. In den Kaffeehäusern findet man französische und italienische Zeitungen, auch einige neugriechische Blätter, unter diesen namentlich den

„Aeon“; von deutschen Zeitungen ist fast nur die Augsburger Allgemeine Zeitung im Orient gehalten.

In Pera liebt man das Fensterleben sehr; des Tags sind die Fenster gewöhnlich durch die grünen Jalousien hermetisch vor der Sonne geschlossen, aber gegen Abend öffnen sich alle und größtentheils füllen sie sich dann mit den brünetten Köpfen der Perotinnen. Das Theater ist während des Sommers stets geschlossen, im Winter spielt eine italienische Operngesellschaft in demselben. Als es gegründet wurde, sah man auffallender Weise das Abonnement mehr durch die Theilnahme der Türken als durch die der Franken gesichert, später hat der Impresario immer wenigstens leidliche Geschäfte in Pera gemacht, während meines Aufenthalts in Pera jedoch erließ das Journal de Constantinople einen Angst- und Hilfeschrei zu Gunsten des Opernunternehmers; 1500 Abonnements waren für Eröffnung der bevorstehenden Wintersaison erforderlich und nur 300 gezeichnet. Papa Rogues, der mit seinem Sohne dieses Journal herausgiebt und vom Serai eine wesentliche Subvention bezieht (weshalb er denn türkischer ist als die Türken und aus reinem Feuereifer für das Serai zuweilen die ergötzlichsten Purzelbäume schießt), machte die Peroten auf sehr ungenirte Weise wegen ihrer Indifferenz gegen das Theater herunter; ich weiß nicht, ob seine Strafpredigt was geholfen hat, verwundert aber war ich, kürzlich irgendwo zu lesen, daß man in Pera einer für beide Theile recht ersprießlichen Saison entgegensehe.

Die unangenehmsten Bewohner von Pera sind die Hunde, die sich ihr Recht dort nicht nehmen lassen; sie machen keinen Unterschied zwischen dem Türken- und Frankenquartier, doch befinden sie sich in dem ersteren besser als in dem letzteren; in Stambul hegt und pflegt man sie auf alle mögliche Weise, in Pera hingegen tractirt man sie mit Stockschlägen und Steinwürfen. Ohne Zweifel würden sich diese armen Märtyrer aus Pera gern nach

Stambul zu ihren glücklicheren Cameraden hinüberziehen, aber das geht nicht so einfach, denn drüben ist kein Platz mehr für sie. Jedes Viertel in der Türkenstadt hat seine bestimmte Portion Hunde, jeder fremde Canis, der sich in dieses hineinwagt, ist ein Kind des Todes; deshalb müssen die perotischen Hunde ihr Märtyrerthum in Geduld tragen und thun was sie unter besagten schlimmen Umständen thun können, nämlich sich in die nächste Umgegend von Pera ziehen, wo sie zu Hunderten umher lagern und von wo sie namentlich des Nachts Streifzüge in die Stadt machen. Gleichwohl hat man in Pera jetzt keineswegs Mangel an Hunden und ich gebe ihre Zahl sehr bescheiden an, wenn ich sage, daß sich in Pera doch einige Tausend stabile Hunde befinden, die ebenso gut wie die in Stambul ihre bestimmten Viertel und Straßen haben.

Ich meinerseits habe die Hunde gern und würde auch den türkischen ganz liebreich begegnet sein, wenn sie nicht allesammt ein so garstiges Vieh wären; fast ohne Unterschied sind die Hunde in der Türkei ein Mitteldding zwischen der Schäfer- und Wolfshundrace; in wildem Zustande lebend, allem Wetter ausgesetzt, hungernd und sich von Aas und allem Unrath nährend, sind diese Thiere meist von widrigem, ekelhaftem Aeußern; größtentheils sind sie von der Räude angesteckt, ja man findet zuweilen Exemplare, die man nicht ohne Schaudern ansehen kann. Da sie unausgesetzt große Schlachten unter sich liefern, so sind sie vielfach zerbissen und mitunter schrecklich verstümmelt. Trotz dieser abscheulichen Existenz und ihres oft ebenso abscheulichen Zustandes wird sich der Türke nie die Mishandlung eines Hundes zu Schulden kommen lassen; wenn er ihm im Wege steht, so ruft er ihm sein „Uscht!" zu, dem der Hund sofort gehorcht; ja der Türke treibt die Pietät für diese Schützlinge des Propheten so weit, daß er den Hunden kleine Wasserbehälter aus Stein machen und vor seine Thür setzen läßt; er sorgt für die junge Familie, indem

er den Hündinnen sorgsam ein Wochenbette in irgend einer Straßenecke bereitet, er wirft den Hunden Alles zu, was irgend von seinem Tische abfällt, und wenn er auf einen inmitten der Straße schlafenden Hund stößt, so geht er ihm freundlich aus dem Wege, um seine Ruhe nicht zu stören. In Folge dieser Behandlung sieht man denn dieses Vieh in Stambul in allen Straßen umher liegen; ist der Hund müde, so wird er sich nie bei Seite hinstrecken, nein, das muß gerade in der Mitte der Straße geschehen, und liegt er einmal dort, so geht er weder Pferden noch Wagen aus dem Wege.

In der Türkenstadt, wo sie so verwöhnt worden, ist es schwer, einen Hund zur Dankbarkeit zu bringen, er sieht das Alles an, als müsse es so sein, und darin hat er auf Grund des Koran vollkommen Recht; ja er weiß sehr gut, daß der Türke jeden Franken mit Schmähungen überhäuft, wenn er einem Hunde ein Leid zufügt. In Pera hingegen, wo von diesen Privilegien keine Rede ist, merkt sich der Hund Jeden, der ihm ein Stück Brot zuwirft oder ihm sonst eine Barmherzigkeit erzeigt; wo er diesem Wohlthäter begegnet, schließt er sich an ihn und begleitet ihn bis an die Schwelle seines Hauses; diese zu überschreiten, wird ihm nicht einfallen, denn er weiß, wie weit er gehen darf. Ich selbst hatte einem Hunde, der weniger häßlich war als seine Consorten, aus Mitleiden zuweilen eine Semmel gekauft und ihm diese im Vorübergehen zugeworfen, aus Dankbarkeit war er mein treuer Begleiter, wenn ich ausging, das heißt nur so weit als sein Bezirk reichte, denn sobald er diesen überschritt, war er der Districtspolizei seiner Nachbarn verfallen, die ihn auf's unbarmherzigste zugerichtet haben würden. Sobald nämlich ein fremder Hund unbesonnener Weise eine Invasion in einen solchen Nachbarbezirk macht (und dies geschieht zuweilen im Schutze der Dunkelheit, wenn er in seinem eigenen District vergeblich nach Nahrung gesucht), so stimmen die den fremden attrapirenden Hunde ein ent-

setzliches Geheul an, das alle übrigen herbeiruft und alle Bewohner der Häuser aus dem Schlafe jagt. Die Hunde umringen den Inculpaten und bilden gleichsam ein Geschwornengericht, das auf der Stelle deliberirt, wie mit dem Delinquenten zu verfahren sei. Einer der Hunde spielt hierbei den Vorsitzenden, wie denn überhaupt in allen ihren öffentlichen Angelegenheiten einer der Hunde immer das Gemeinde-Oberhaupt bildet. Gleichsam auf ein gegebenes Zeichen fallen sie endlich über den Verbrecher her, der nicht selten leblos am Platze bleibt. Man sieht, die Hunde in Konstantinopel machen es nicht anders als die Bettler in Italien. Unausstehlich ist vor Allem in dieser Hundetürkei das nächtliche Geheul, unter welchem sie ihre großen Schlachten liefern; eben so wird man in der Dunkelheit nicht selten von denselben Hunden angefallen, die Tags schon durch den Anblick eines Stockes zu verjagen sind.

Eine ganz besondere Bewandtniß hat es mit zweien dieser Thiere in Pera, und kein guter Deutscher sollte es versäumen, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sind Vater und Sohn und wie ich mit Ueberzeugung sagen kann, ein paar sehr rechtschaffene Hunde. Der Vater wohnt bereits seit acht oder zehn Jahren vor der Thür des deutschen Sattlermeisters Lange in Pera; er hatte täglich Gelegenheit, den Meister und die Gesellen in ihrer offenen Werkstatt sprechen zu hören, fand Gefallen an der deutschen Sprache und merkte sich dieselbe, denn alle Deutschen in Pera behaupten von ihm, er verstehe die deutsche Sprache, und dies hat viel Wahrscheinlichkeit, denn notorisch ist es, daß der Hund den Meister Lange in hohem Grade verehrt und daß er Jedem, der an seiner Thür vorbeigeht und den er deutsch sprechen hört, das Geleite giebt bis an das Ende seines Bezirks. Nie ist es ihm, seit er die deutsche Sprache kennt, eingefallen, einem Andern als einem Deutschen diese Ehre zu erweisen. Dies wußten nun die in Pera ansässigen Deutschen zu schätzen und zu

lohnen, sie gaben ihm einen großen diplomatischen Namen und nannten ihn M......... Aber zehn Jahre sind eine lange Zeit; der Vater M. fühlte, daß er alt und schwächlich werde und dachte daher bei Zeiten an seinen Sohn; er erzog diesen in aller Sittsamkeit und pflanzte deutsches Wesen und deutsche Treue in des Jünglings Brust. Dieser trat in die Fußstapfen seines Vaters und setzte das Geschäft desselben redlich fort. Die Deutschen erkannten auch seine Verdienste und nannten ihn H.......... Vater und Sohn wohnten nun friedlich noch bis vor Kurzem vor der Thür des deutschen Meisters und wenn sie nicht inzwischen gestorben sind, leben sie heute noch.

Den meisten nationalen Zusammenhang findet man jedenfalls in Pera unter den dortigen Deutschen, deren es daselbst nicht wenige giebt, obgleich sie unter der Menge von Individuen anderer Nationen verschwimmen. Vorzugsweise sind es deutsche Handwerker, darunter besonders Schneider. Wenn man bis an's Ende der Welt ginge, man würde dort allermindestens einen deutschen Schneider treffen; sie repräsentiren uns in allen Welttheilen, sogar da, wo man gar keine Kleider zu tragen pflegt. Ebenso habe ich in Pera unter den Sattlern meist Deutsche gefunden; unter der Kaufmannschaft sind sie viel weniger vertreten. Wie die Deutschen überall außerordentlich einig sind, so mußten sie auch in Pera zwei Vereine haben; Anfangs genügte das deutsche Casino, später wurde die „Teutonia" gegründet, deren Mitglieder meist aus sehr achtbaren jungen Handwerkern besteht; interessant ist die kleine Liedertafel, welche sie gebildet, und öfter habe ich an schönen Sommerabenden ihrem Gesange im Garten mit großem Vergnügen zugehört.

Unter den Hotels in Pera nehmen das Hôtel de Paris, das Hôtel de Pera, das Hôtel belle vue und das Hôtel de France den ersten Rang ein; man zahlt in ihnen für die Pension täglich funfzig Piaster, beinahe einen Ducaten. Interessant war für

mich namentlich das Hôtel de France wegen der liebenswürdigen Wirthschaft, die in demselben geführt wird. Dort wohnen nämlich unter Anderen zwei aus dem Leben Pera's sehr hervorragende Notabilitäten; die eine von ihnen ist der deutsche Baron W., ein Mann, der früher unter den Araberstämmen einen Tribus angeführt haben will, was zu bezweifeln oder zu glauben mir sehr gleichgiltig ist. Baron W. ist eine dicke Person, er erscheint stets in einem großen, weißen Flanell-Burnus ganz nach orientalischer Sitte, mit einem Turban auf dem Kopf und einer Schärpe um den Leib; in der Regel sieht man ihn auf der Straße Arm in Arm mit der dicken Wirthin, einer Witwe, zu der er in sehr naher Beziehung steht. Die zweite Notabilität dieses Hotels ist ein Graf H., von dem die böse Welt muthmaßt, daß er daheim wahrscheinlich der Diener irgend eines Grafen dieses Namens gewesen sein möge. Ich habe diese beiden interessanten Persönlichkeiten auf dem piccolo campo einst beritten im Kampfe mit einem Hausknecht gesehen, der mit einem Knittel auf diese Helden losschlug, bis Dame Wirthin mit fliegenden Haaren, eine Brunhilde, aus dem Hotel stürzte und ihren Lieblingen zu Hilfe sprang. Ein schallendes Gelächter der Gäste unter den Zelten der benachbarten Kaffeehäuser feierte die gänzliche Niederlage des besiegten Hausknechts. —

Sehr ausgebildet ist in Pera das Bettelwesen, doch muß man zur Ehre der Türken gestehen, daß man unter diesen Wegelagerern sehr selten einen Bekenner Mohamed's findet. Meist sind diese Bettler Griechen oder Armenier, dahingegen sieht man namentlich in der Gasse des Galata-Thurms und auf der zum österreichischen Gesandtschaftshotel hinabführenden Steintreppe alte Weiber liegen, die dem Vorübergehenden schon von Ferne entgegen jammern und ihn allenfalls auch zur Unterstützung ihrer dringenden Gesuche beim Rockzipfel fassen. — Wenn der Türke Jemanden anbettelt, so geschieht dies in einer drolligen und des-

halb meist erfolgreichen Weise, „Kuzum“ (mein Lamm) gieb mir einen Piaster“, sagt er ganz vertraulich, und fügt dann einige dringende Umstände hinzu, weshalb er genöthigt sei, zu betteln. In der Regel giebt sich der Türke jedoch nur dazu her, wenn er ein gänzlicher Krüppel (und diese findet man selten) oder ein Blinder ist, deren man sehr viele im Orient antrifft. Ihr Standquartier haben die eigentlichen türkischen Bettler auf der Jeni Köpri (neuen Brücke) die von Galata nach Stambul über das goldene Horn führt.

Folge mir jetzt, lieber Leser, in ein türkisches Bad; oder besser: bleib lieber zu Hause, ich werde Dir diese Geschichte beschreiben. Schon in Widdin befriedigte ich meine Neugier, die orientalischen Bäder kennen zu lernen, nachdem ich an der Militairgrenze eine kleine flüchtige Saison in den Herkulesbädern, den berühmten Schwefelquellen von Mehadia, durchgemacht. Später jedoch war meine Lust, orientalisch zu baden, ziemlich gestillt, ich zog es vor, in die Donau zu gehen, bei Schumla mich unter der Douche des herrlichen Wasserfalls zu kühlen, und dann während meines Aufenthaltes in Varna meine Bade-Saison im schwarzen Meere zu eröffnen, der ich später noch eine kurze Saison im Bosporus und im Marmora-Meer hinzufügte — unstreitig eine sehr mannigfaltige Badekur. Hier in Konstantinopel war es aber nothwendig, mir die Beschwerden meiner bulgarischen Campagne aus den Gliedern zu bringen, und dazu ist nichts besser geeignet als die türkischen Bäder. Letztere stammen bekanntlich aus den ältesten Zeiten, in ihnen gelten fast unverfälscht noch die Gebräuche der Babylonier, Aegypter und Perser, welche diese auf die Griechen und Römer vererbten, wie dies auch z. B. die Ausgrabungen Pompeji's beweisen. Ein seltsames Vergnügen, so wie ein Babylonier oder Pompejaner zu baden; ich will es hier in Kürze beschreiben, wenn auch dieser Proceß,

schon hundertfach von Andern geschildert, dem Leser nichts Neues mehr sein wird.

Der Badenwollende tritt in das Hamam (Bad) und sieht sich zuerst in einer großen Halle, an deren Wänden eine Galerie herumläuft. Zu dieser wird man eine hölzerne Treppe hinan geführt, dort übernimmt ein Hamamdschi (Badewärter) die Kleidungsstücke des Gastes und hüllt diesen in mehrere große Laken, steckt auch ein paar massive Holzklötze an dessen Füße, auf welchen er die Treppe hinabsteigt. In der Regel kommen jedoch die Holzschuhe viel früher unten an als der Gast selbst. Von dieser Halle wird der Gast in eine andere geführt aus der ihm eine bedeutende Hitze entgegenströmt. Während das erste Gemach sehr gut durch große Fenster in den Wänden und in der Kuppel erhellt ist, findet man dieses zweite schon ein wenig dunkler; auch dieses ist gewölbt. Der Fußboden ist vom schönsten Marmor, und gewöhnlich erhebt sich in der Mitte eine Fontaine; rings herum sind Polster, auf welchen sich der Gast einige Minuten niederläßt, um in diesem Gemach (trotz der Hitze „Saukluk“ oder kühler Ort genannt) sich auf das Bad vorzubereiten. In unstörbarer heiliger Ruhe sitzen hier die Türken in ihre Badetücher gehüllt und suchen die gehörige Stimmung für den bevorstehenden Act zu gewinnen. Der Gast hat etwa zehn Minuten zur vorläufigen Transpiration und zu allerlei Betrachtungen über die alten Babylonier und Perser Zeit gehabt, dann wird er von dem Diener in das Sidschaklik oder heiße Gemach geführt, in welchem etwa hundertdreißig Grad Fahrenheit üblich sind, und der Gast wie ein Fisch auf dem Trocknen nach Luft schnappt. Dieses Gewölbe ist ebenso elegant mit Marmor getäfelt, der Boden ist nach der Wand zu abschüssig, damit das Wasser abläuft; große Schweißtropfen fallen von der Kuppel herab, von welcher allein das Licht durch convexe Gläser herein dringt. Rings umher sind offene Cabinets, in welchen sich kleine Mar-

morbänke an der Wand befinden; über diesen sind zwei Messinghähne angebracht, aus denen man heißes und kaltes Wasser zapft ein Messingbecken steht gewöhnlich auf diesen Bänken.

Jetzt bedeutet der nackte Hamamdschi, gewöhnlich ein Knabe, der uns hier empfängt, den Gast, sich auf eine in der Mitte des Gemachs befindliche große und etwa zwei Fuß hohe Marmorplatte auszustrecken; zu welchem Zweck, das wird man demnächst erfahren. Der Gast liegt auf dem Rücken da, die Marmorplatte ist wie der ganze Boden von unten geheizt, jedoch nicht so stark, daß die Lage auf der ersteren unerträglich würde. Fünf Minuten dauert diese abermalige Zeit der Betrachtung, man transpirirt was man kann, auch die Kuppel über uns transpirirt und läßt uns ihre dicken Schweißtropfen ins Gesicht fallen. Auf der Marmorplatte liegen im Ganzen etwa fünf oder sechs Personen, Alle mit großem Eifer transpirirend, fast unbeweglich. Jetzt kommt der ganz nach paradiesischem Zuschnitt und nur mit einer kurzen Schürze costumirte Hamamdschi und nun geht die eigentliche Historie vor sich. Er fängt an, den Gast mit beiden Händen zu bearbeiten, reibt, rollt und knetet ihm jedes Glied, knickt ihm alle Gelenke, nur nicht den Hals, schlägt mit der flachen und hohlen Hand auf dieselben, daß es dröhnt wie ein Paukenschlag, und da verschiedene andere Hamamdschis denselben Proceß gleichzeitig mit anderen Personen beginnen, so entwickelt sich eine sehr monotone Paukenmusik. Endlich legt der Badewärter dem Gaste seine Knie auf die Brust und giebt ihm verschiedene andere Gnadenstöße, nach welchen Einem zu Muthe ist, als müßten unsere Glieder alle einzeln ins Bad getragen werden. Während diese Operation mit mir vorgenommen wurde und der Hamamdschi mich schon auf eine vandalische Weise bearbeitet hatte, nahm er schließlich noch einmal meine Arme und knickte und renkte sie nach allen Seiten; bei dieser Gelegenheit malträtirte er mir auch meine rechte Schulter, in der ich seit meinem Sturz bei

Schumla noch zuweilen einen heftigen Schmerz empfand. Gegen diese Mishandlung empörte sich mein Inneres; meiner unwillkürlichen Entrüstung folgend, befreite ich den Arm und war im Begriff, dem Hamandschi eine Ohrfeige zu appliciren, besann mich jedoch rechtzeitig und zog meine fünf Finger wieder ein. Dem Hamamdschi mußte dergleichen wohl öfter bei Franken vorgekommen sein, er lachte und hieß mich aufstehen. Mit einem „Gott sei Dank!" sammelte ich meine Glieder auf der Marmorplatte zusammen und trug sie, dem Burschen folgend, in das Cabinet, wo ich bei den Wasserhähnen mich niedersetzen mußte. Jetzt hatte ich zu bestimmen, wie warm ich das Bad haben wolle, hiernach mischte der Hamamdschi aus der kalten und heißen Röhre die gewünschte Temperatur, begoß mich mit dem Wasser, zog dann einen Fausthandschuh von grobem, hartem Filz und von der Wirkung eines Pferdestriegel auf die rechte Hand und begann mich zu reiben, daß er mir die obere Haut vom Leibe schälte. Endlich schlug er in dem Messingbecken einen wohlriechenden Seifenschaum, hüllte mich in diesen, wie eine soeben dem Schaum des Meeres entstiegene männliche Aphrodite und damit war denn die Bade-Operation zu Ende. Ich wurde schließlich ganz naß in neue Tücher gehüllt, von denen der Bursche eins als Turban um meinen Kopf wickelte, dann führte man mich durch die respectiven Gemächer zurück und wieder auf die Galerie, wo ich mich auf eine der neben einander liegenden Matratzen hinstreckte; man steckte mir einen Tschibuk in den Mund, brachte mir Kaffee und da die Fenster der Galerie geöffnet waren, mußte ich buchstäblich langsam an der Luft trocknen. Dies währte eine Stunde, während welcher ich mich, so gut es ging, mit einem neben mir liegenden Stocktürken unterhielt, der allen Ernstes behauptete, ein solches Bad sei das Schönste und Wohlthätigste, was man unter der Sonne haben könne. Andere Schriftsteller haben dies den Türken nacherzählt, ich meinerseits, der ich meine Glieder sehr

hoch achte, auch von dieser wohlthätigen Wirkung nichts verspürte, habe es im Orient bei diesen zwei Bädern bewenden lassen und rede hier nur von der wohlthätigen Wirkung meines Grundsatzes: man muß Alles kennen lernen.

Die große Pera-Straße läuft von Süden nach Norden und verliert sich hier gewissermaßen im Sande; sie mündet nämlich auf einem großen freien Platz, von welchem aus man rechts eine herrliche Aussicht nach dem Bosporus und den Vorstädten genießt; links zieht sich die Straße noch bis zu einer türkischen Wache, welche das letzte Haus bildet. Hier an diesem Ende der Straße verweilte ich stets gern, namentlich an den türkischen Sonntagen (unsern Freitagen). Auf diesem Platze halten nämlich die türkischen „Arabas," dasselbe was wir Droschken oder Fiaker nennen. Nichts origineller als diese echt orientalischen Wagen. Der Leser denke sich einen Wagenkasten, etwa in der Art, wie sie zur Roccoco-Zeit gebräuchlich waren, ja ich habe diese Wagen im Verdacht, daß sie wirklich von irgend einem solchen Original herstammen, das zu jener Zeit vielleicht nach Konstantinopel verpflanzt wurde und den Grund legte zu diesen ganz absonderlichen Vehikeln. Nach unten zu rund geschweift sind sie gewöhnlich mit den buntesten Farben bemalt und reich mit Goldbronze verziert; ein Pferd genügt für sie, doch setzt sich dieses nie in Trab, sondern wird von dem Arabadschi (dem Fuhrmann), der neben ihm geht, im Schritt geführt; das Terrain ist auch keineswegs zu rascherem Fahren geeignet. In diesem Wagen sieht man die verschleierten türkischen Damen auf weichen Polstern hocken, die Thüren sind offen, da sie selten verschlossen werden können, und deshalb hat man stets einen freien Blick in diese Arabas. Oft lassen sich auch die türkischen Effendis in ihnen kutschiren, in der Regel mit dem Tschibuk im Munde. Auch die Privatwagen der vornehmen Türken sind ganz in derselben Weise construirt.

Schöner als diese Wagen und unmittelbar tausend- und

einnächtlich erscheinen die Wagen, in welchen die türkischen Frauen ihre Landpartien, vorzugsweise nach den süßen Wässern Europa's und Asiens, zu machen pflegen. Diese Wagen bestehen aus einem langen viereckigen Gestell, auf dem etwa sechs Personen Platz haben; rings herum geht eine kleine etwa zwei Fuß hohe Lehne, gewöhnlich sehr schön roth angestrichen. Auf allen vier Ecken des Wagens erheben sich Stangen in Lanzenform, die ein schneeweißes Zeltdach tragen, das vor der Sonne schützt; längs dieses Daches ziehen sich Goldschnüre mit großen Quasten. Dieser Wagen, in dem eine Fee zu fahren sich nicht zu geniren braucht, wird von zwei entweder grauen oder ganz weißen Ochsen gezogen, die möglichst farbenbunt geschirrt sind und von einem reich gekleideten Kawassen geführt werden. Wenn ein solcher Araba ein halbes Dutzend schöner, halb verschleierter und phantastisch gekleideter Orientalinnen trägt, und man diese nach türkischer Weise mit untergeschlagenen Beinen sitzend vorbeifahren sieht, so muß man, trotz allem Verbot, stehen bleiben und sie angaffen; es ist nicht möglich, gleichgiltig vorüber zu gehen, oder gar anderswohin zu blicken. Ich meinestheils habe es stets riskirt, mir die Odalisken recht gründlich anzuschauen, wenn mir ein solcher Araba vorbeifuhr, wie sehr ich auch gewarnt war, die Wuth des Volkes nicht zu reizen, das seine Weiber schon verletzt sieht, wenn der Blick des Giaur sie trifft; ich bin auch nie zu Schaden gekommen, wenn mir auch die umstehenden Türken fanatische Blicke zuwarfen. Uebrigens habe ich immer bemerkt, daß die türkischen Schönen sich das Angaffen recht gern gefallen lassen und also in dieser Beziehung (wie überhaupt in manch andrer noch) mit ihren Männern keineswegs einverstanden sind.

Auf dem oben erwähnten Platze in Pera sieht man in der Regel Nachmittags eine Anzahl türkischer Frauen, die hier Natur zu genießen scheinen, denn was sie sonst dort beabsichtigen können, das weiß ich nicht. In einer langen Reihe sitzen sie dort

auf der Erde am Rande des erhöhten Feldes, in ihre Schleier und ihre respective gelben, rothen, grünen, oder sonstigen Mäntel gehüllt, die Beine mit den gelben, schlotterigen Ritterstiefeln unter sich geschlagen. Hier geht man an ihnen vorüber und beschaut sie sich, dann geht man wieder vor ihnen zurück, dann wieder hin und endlich noch einmal wieder zurück, bis man trotz aller Schleier ganz genau weiß, welche von ihnen die Schönste ist. Oft sind sie Alle nicht hübsch, und in solchen Fällen geht man dann natürlich nicht so oft hin und zurück; das richtet sich ganz nach den Umständen. Zuweilen sieht man auch wohl eine Mutter mit ihren Töchtern sitzen; wie die Mumien hocken die armen Töchter da, unbeweglich und stumm, Alles was sie thun können, ist ein Bischen Augenspiel, und selbst dies darf die Mutter nicht einmal sehen. Da lobe ich mir doch daheim unsere Mütter, die sind viel verständiger, und in Folge unseres aufgeklärten Erziehungssystems sind unsere Töchter auch verständiger.

Da ich einmal auf dieses Kapitel gerathen bin, muß ich noch verschiedenerlei von den türkischen Frauen erzählen. Es gab eine Zeit, wo sich im Orient keine Frau auf der Straße sehen lassen durfte, und in den bulgarischen Städten scheint dieses Princip noch zu gelten, da man dort höchstens Bettelweiber auf den Straßen erblickt; in Stambul lebt man aber schon auf dem Residenzfuß und deshalb existirt dort schon eine beau monde, welche sich auf Promenaden zeigt. Ehedem waren auch noch die Jaschmaks oder Schleier so dicht, daß kein sterbliches Auge dieselben durchdringen konnte, heute haben aber auch die Schleier nachgeben müssen; ehedem endlich bedeckten die Schleier der Art das ganze Gesicht der Frauen, daß nur die Augen frei waren und die armen Weiber nicht einmal ein Taschentuch benutzten, weil sie nicht an ihre Nasen kommen konnten; heute ist auch dies schon ein wenig reformirt. Die Schleier nämlich sind jetzt so dünn und spinnwebartig, daß man jeden kleinsten Gesichtszug unter denselben er-

blicken kann und überdies bedecken sie nur noch die Stirn und die untere Partie des Gesichts; Augen und Nase sind vom Jaschmak emancipirt, und das gefällt mir. Man sieht es den Orientalinnen an, wie gern sie den ganzen Schleier abwerfen möchten, wie gern sie überhaupt die Einmischung des Occidents in die orientalischen Angelegenheiten benutzen möchten, um bei dieser Gelegenheit ein wenig für ihre Emancipation zu lukriren; aber die Türken sind zu eifersüchtig, es verstößt zu sehr gegen ihre ganze Sitte, ihr ganzes Wesen, sie werden nie ihren Weibern eine sociale Stellung einräumen. Selbst die wenigen vornehmeren Türken, welche abendländische Sitten kennen gelernt und dem weiblichen Geschlechte auch zu Hause eine entsprechende Stellung geben möchten, wagen es nicht, die Initiative zu ergreifen, und wenn Reschid Pascha auch Visitenkarten ausgiebt, auf welchen mit großen Buchstaben geschrieben steht „Monsieur et Madame Reschid," so klingt das allerdings neu und wunderlich, hat aber im Grunde nicht viel zu sagen.

Die türkischen Damen in Konstantinopel scheinen einen ganz besonderen Gout für die Franken und Giaurs an den Tag zu legen und ich verdenke es ihnen keinen Augenblick, daß sie ihren langweiligen, eifersüchtigen Türken gern einen Zopf drehen möchten, der denn auch zuweilen wirklich gedreht wird. In ganzen Gesellschaften besuchen sie das Frankenquartier Pera, schlendern hier in ihren weiten Mänteln und den großen Stiefeln, unter denen sie oft sehr zierliche Pantöffelchen tragen, umher und lassen sich von den Franken anschauen, was ihnen offenbar viel Spaß macht. Mit großem Interesse blicken sie den Europäerinnen nach, wenn sie eine solche elegant gekleidet vorüber gehen sehen: welch' ein Unterschied existirt auch zwischen den Wespentaillen der Fremden und dem schlottrigen Mantel der Orientalinnen! — Den letzteren muß man namentlich nicht nach den Füßen sehen, wenn man nicht den ganzen vortheilhaften Eindruck zerstören will, den vielleicht

sehr interessante, ja sogar schöne Gesichter auf uns gemacht haben; alle Türkinnen watscheln wie die Enten, alle kehren sie die Füße nach innen, wahrscheinlich eine Folge ihrer Sitzweise; noch viel garstiger und plumper wird dieser Gang durch die großen und faltigen gelben Stiefeln gemacht, die ihnen mit den weiten Schäften um die Füße schlottern, über welche der Mantel herabfällt. Wenn dieser Mantel aber an irgend einer Straßenecke von einem günstigen Winde gefaßt und zurückgeschlagen wird, den Augenblick muß man erhaschen, sobald man eine elegante Türkin erblickt, — dann präsentiren sich uns ein Paar weite, gewöhnlich farbenreiche Beinkleider, die bis über das Knie herabgehen und sich hier mit den zierlich gestickten Strümpfen vereinigen, welche letztere sich wiederum in den gelben Ritterstiefeln, und also in baarer Prosa verlaufen.

Hier in Pera kann man sich diese Damen ungenirt betrachten, hier haben die Türken zwar nicht ihr Recht verloren, aber der Franke hat hier doch schon einigen Rechtsboden unter sich, da er zu jeder Zeit an den Schutz einer der Gesandtschaften appelliren kann. — Eines Nachmittags betrat ich die schmale Gasse, in welcher die Steintreppe nach der „posta austriaca“ hinab führt, in der ich mich erkundigen wollte, ob denn noch immer kein Brief für mich angekommen sei. Ich sah vier junge Türkinnen schwerfällig in ihren weiten Mänteln die Treppe herauf steigen. Wenn sie nicht wieder umkehren wollten, mußten sie in dieser hohlen Gasse an mir und meinem Begleiter dicht vorbei kommen und also die Revue passiren. Anfangs sah ich sie unschlüssig, ob sie nicht vor uns Kehrt machen sollten, dann aber steckten sie geschäftig die Köpfe zusammen und wie auf Verabredung stieg ihnen die Jüngste kühn voran und die Treppe herauf. Mir war sehr heiter zu Muthe, denn der Banquier Aleon hatte mir heute einen Wechsel ausgehändigt, auf den ich vierzehn Tage lang

vergebens gewartet; die Gelegenheit war günstig, ich beschloß, mir mit diesen Türkinnen einen Scherz zu machen.

Mit Todesverachtung stieg uns die erste der Türkinnen entgegen, sie war niedlich und das paßte mir ganz in meinen Kram. Mit einem „seid umschlungen Millionen“ streckte ich die Arme aus, und suchte die Erstere zu fassen; aber mit einem lauten Feldgeschrei machte der ganze Orient Kehrt, raffte sich die Mäntel auf und suchte so schnell es die weiten Rittersttiefel erlaubten, die Treppe hinabzukommen, bei welcher Flucht einer der Stiefel verloren ging. Zwanzig Piaster würde ich darum gegeben haben, wenn ich diesen Stiefel erbeutet hätte. Aber der Zufall war mir nicht günstig, kaum waren die Flüchtigen um die Ecke der Treppe, als ich ein paar türkische Kawassen herauf steigen sah, die uns Beiden grimmige Blicke zuschleuderten. Schon griff ich im Geiste nach der Aufenthaltskarte meiner Gesandtschaft, aber die Kawassen gingen an uns vorbei, wir vergalten ihre grimmigen Blicke mit derselben Münze und damit war die Sache abgemacht. So geht es, wenn man kein Glück hat! Wenn ich diesen Stiefel mit nach Hause brachte, ich hätte einen Roman an ihn knüpfen und mein ganzes Leben hindurch mit dieser billigen Trophäe renommiren können.

Seit der Europäer mit dem Serai in so inniger Bundesverwandtschaft steht, besonders seit das Land mit europäischen Truppen angefüllt ist, wagt es kein Türke, in der Hauptstadt dem Franken ein Haar zu krümmen, und die wirklich stattfindenden derartigen Excesse gehen stets nur von Rajahs, namentlich dem Griechengesindel, aus. Uebriegens ist, seit die europäischen Gesandten die Gerichtsbarkeit über ihre Landesangehörigen in Händen haben, der türkische Kawaß verpflichtet, jeden Franken, den er auf Dingen attrapirt, die nicht sein sollen, wenn dieser ihm eine Aufenthaltskarte von seinem Gesandten vorzeigt, an den letzteren abzuliefern, der den Delinquenten dann natürlich nicht sogleich zum Tode ver-

urtheilt. Die Gesandten-Gerichtsbarkeit hat unstreitig ihr Gutes für die Fremden, für die Pforte aber sie ist schon Veranlassung von unzähligen gegenseiti gen Häkeleien geworden.

Indeß ist für den Fremden dieser Schutz der Willkür türkischer Beamten gegenüber, in welche sich so oft der Fanatismus mischt, unentbehrlich; ohne den Schutz der Legationen ist man in Konstantinopel vogelfrei, ein einziger kleiner, übermüthiger Scherz oder Verstoß gegen strenge Sitten kann den Fremden in der eigentlichen Türkenstadt in die mißlichste Lage versetzen, vor der ihn die höchsten türkischen Behörden nicht zu schützen vermögen, weil sie nichts davon erfahren, und Niemand sollte daher versäumen, sich durch Deponirung seines Passes bei der Gesandtschaft unter den Schutz der letzteren zu begeben. Bei Solchen, denen nicht gerade daran liegt, Konstantinopel in allen seinen Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen und die sich also nicht in die unteren und düsteren Schichten des dortigen Treibens zu vertiefen brauchen, bei Solchen ist dies weniger nothwendig; dahingegen giebt es dort nicht nur Straßen, sondern ganze Viertel, deren Elemente nichts von Dem wieder auf die Oberfläche gelangen lassen, was einmal in ihrem Strudel untergegangen ist, und wenn hier auch nicht immer der Schutz einer Gesandtschaft etwas hilft, so kann er doch zuweilen von Vortheil sein.

Ich bin hier von meinem Thema, den türkischen Frauen abgekommen, über die ich noch einige kritische Bemerkungen zu machen habe. Im Allgemeinen sind dieselben unbestreitbar schön oder wenigstens hübsch; wirklich häßlich zu nennende habe ich nicht gesehen. Dahingegen haben ihre Gesichter meist ein bleiches, geisterhaftes Gepräge, welches noch durch den Jaschmak befördert wird. Das ihnen durch Gesetz und Herkommen gebotene, häufige Waschen und Baden, der Gebrauch von allerlei Essenzen erschlafft die Haut, nimmt derselben alle Frische, und das Gefängnißleben in den Harems ist ebenfalls nicht geeignet einen blühenden Teint

zu befördern; die Form der Nase, der Mund und das funkelnde Auge jedoch sind durchschnittlich untadelhaft schön. Einen unangenehmen Eindruck machen die älteren Frauen, wenn sie in einer Art patriarchalischer Würde mit dem Tschibuk und dem Sonnenschirm im Arm über die Straße watscheln, denn bekanntlich raucht auch das weibliche Geschlecht, wenn es ein gewisses Alter erreicht, mit einiger Leidenschaftlichkeit.

Einen äußerst possierlichen, plumpen Anblick gewähren die türkischen Frauen, wenn sie rittlings zu Pferde sitzen, was wohl zuweilen da geschieht, wo man nur zu Pferde von einer Stadt zur andern kommen kann. Auf meiner Reise begegneten mir diese seltsamen Amazonen mehrmals, sie waren dicht in die Schleier gehüllt, hatten etwas Mammuthartiges, wie sie in dem weiten, formlosen Mantel im Sattel saßen, und waren gewöhnlich von einem halben Dutzend mit langen Flinten und Hantschars bewaffneter Reiter umgeben, die in kurzer Entfernung hinter ihnen ritten. Von dieser Ehrengarde sah ich selbst ärmlich gekleidete Frauen bei einem solchen Ritt begleitet, denn es ist Pflicht der Gouvernements, die Frauen auf ihrer Reise im Namen des mohamedanischen Gesetzes der Art begleiten zu lassen. — Auch von der Eifersucht der Türken muß ich hier noch ein Beispiel mittheilen. Namentlich in der dorfreicheren Balkangegend geschah es zuweilen, daß ich auf der Landstraße einem Türken begegnete, der mit seinen Frauen und Töchtern von einem Dorf zum andern ging; sobald sie meiner ansichtig wurden, ließen sie mich etwa bis auf funfzig Schritte heran kommen, dann begann folgendes Arrangement: die Frauenzimmer mußten sich an den Rand der Straße stellen und derselben den Rücken zukehren, damit ich ja nicht ihre Gesichter betrachten könne; war glücklicherweise der Weg von Gebüschen gesäumt, so steckten sie wie ein Strauß ihre Gesichter in dieselben, während der Türke bei ihnen stehen blieb und meinen lachenden Gruß mit einem mürrischen Blick vergalt.

Was helfen nun alle Hatti-Scherifs, alle Tansimate, alle Reformen, mit denen man die Türkei wie einen Ertrunkenen jetzt auf den Kopf stellt; so lange man dem weiblichen Geschlechte nicht seine ihm gebührende gesellschaftliche Stellung einräumt und dasselbe in den vollen Genuß dieser Rechte einsetzt, so lange man zu diesem Behuf die Erziehung des weiblichen Geschlechtes nicht reformirt, bleibt der Türke immer — ein Türke.

X.

Tophane.

Die Kanonengießerei. — Alte Bekannte. — „Inschallah!" — Die große Moschee. — Kaffeehäuser. — Die freien Söhne des Kaukasus. — Mädchenhandel. — Wie viel kostet eine tscherkessische Schöne?

Ich verlasse jetzt Pera und führe den Leser in das benachbarte Tophane, eine nicht minder interessante Vorstadt. Mein erster Weg galt natürlich der Anstalt, welcher dieses Viertel seinen Namen verdankt, der großen Kanonengießerei am Einfluß des Bosporus in das Marmora-Meer. Dieses Institut ist eins der schönsten, welche ich kenne, nicht nur seiner herrlichen Lage wegen, sondern auch um der Sauberkeit, des Geschmackes willen, welche in demselben herrschen. Wer hier die Kanonengießerei betrachtet, wird sich schnell einen Begriff von dem vortrefflichen Zustande der ganzen türkischen Artillerie machen können, welcher dieses Land hauptsächlich seine bisherigen kriegerischen Erfolge, namentlich aber die Lorbern von Silistria verdankt. In dem von einem hohen eisernen Gitter umgebenen, weiten Hofe sah ich eine große Anzahl von Kanonenläufen liegen; einige von ihnen waren antike Trophäen der früheren Türkenkriege, sie waren den Christen abgenommen und trugen verschiedene europäische Wappen z. B.

altfranzösische Kanonen mit den Lilien und päpstliche mit dem gekreuzigten Heiland; andere waren von ganz enormer Größe und schienen als Raritäten dort zu liegen. Auch mehrere alte Bekannte fand ich hier wieder, nämlich die vier russischen Kanonen, welche ich Skender Bei bei Slatina den russischen Vorposten hatte abnehmen sehen. Sie hatten einen weiten Weg gemacht und waren noch eben so blank wie sie vor mehreren Monaten in Kalafat auf dem Hofe von Halim Pascha's Konak standen. Der Vorrath an Kanonen, welchen ich hier in Tophane sah, erinnerte mich an die Worte, welche mir einer der preußischen Instructeure in Schumla gesagt hatte: „Wir haben schon seit acht Wochen wegen einer neuen Batterie nach Konstantinopel geschrieben, aber trotzdem dort Geschütze in Menge sind, können wir es nicht dahin bringen, diese Batterie zu bekommen." Wer die Langsamkeit kennt, mit welcher in der Türkei Alles betrieben wird, der kann sich über dieses Sachverhältniß nicht wundern. Allem, was ins Werk gesetzt werden soll, gehen bei dem türkischen Arbeiter erst hundert „Bakalym", „Inschallah" oder „Allah Kerim" (wollen sehen, wenn Gott will, oder Gott ist groß) voran; in der Türkei muß der Himmel Alles selbst besorgen, sonst wird nichts fertig.

Hier in Tophane steht die große, herrliche Moschee, welche der Padischah vorzugsweise zu besuchen pflegt; hier in Tophane ist auch das Standquartier der Tscherkessen, welche ihre schönen Töchter nach Konstantinopel zu Markte führen. Man kann diese freien Söhne des Kaukasus zu jeder Zeit in den Straßen und den Kaffeehäusern Tophane's finden und zu allen Zeiten auch haben sie dort Vorrath von ihrer schönen Waare. Man berechnet, daß bisher jährlich etwa fünfhundert Tscherkessinnen und Georgierinnen nach Konstantinopel importirt worden sind, doch soll der Import in letzter Zeit sehr abgenommen haben, wie denn die Türken auch von ihrer Vorliebe für diese Gebirgstöchter zurück zu kommen scheinen, da sie die Tscherkessinnen als widerspenstisch,

verschwenderisch und jähzornig, die Georgierinnen aber als dumm und albern schildern. Ob dies nur böser Leumund ist, weiß ich nicht, schön aber sind sie alle Beide, das kann ich aus eigner Anschauung versichern. Seltsamer Menschenschlag, diese Tscherkessen! Auf der einen Seite vertheidigen sie ihre Freiheit bis zum letzten Blutstropfen, auf der andern bringen sie ihre eigenen Töchter selbst auf den Sclavenmarkt. — Es geht doch nichts über die Consequenz!

Ich pflegte Tophane öfter zu besuchen und traf regelmäßig in dem Kaffeehause zunächst dem schönen Brunnen einen Tscherkessen, der hier mit mehreren alten Türken beisammen saß. Der Tscherkesse würdigte mich sehr bald seiner Aufmerksamkeit, da er auf die Vermuthung gerathen sein mochte, ich komme so oft nach Tophane, um mir dort eine Sclavin zu kaufen. Eines Nachmittags rückte einer seiner Freunde, ein alter weißbärtiger Türke, zu mir und fragte mich, ob ich nicht eine hübsche Tscherkessin kaufen wolle. Ich lehnte diesen Antrag ohne weiteres ab, da aber der türkische Mäkler mich nicht aufgab und mir die Sclavin als ein Bild der Jugend und Schönheit schilderte, so dachte ich endlich: wenn Du sie auch nicht kaufst, so kannst Du Dir dies Wunder wenigstens ansehen. — „Pecki!“ sagte ich zu dem Alten, „wo ist denn das Mädchen?“ — Er winkte dem Tscherkessen, der, wie er sagte, von den Eltern der Schönen den Auftrag erhalten hatte, sie nebst seinen eigenen Töchtern in Stambul zu verkaufen. Natürlich hatte dieser seine Töchter zuerst an den Mann gebracht und so war denn die Letztere noch übrig geblieben.

Wir gingen durch mehre enge Gassen und traten endlich durch eine morsche, niedere Thür in einen Hof; hier mußten wir vor der baufälligen Baracke stehen bleiben, während der Tscherkesse hinein trat, wahrscheinlich um die Schöne auf den Besuch vorzubereiten. Nach einigen Minuten winkte er uns, wir traten

in ein ganz freundliches, kleines Gemach, auf dessen Polstern ich ein Mädchen von höchstens dreizehn Jahren, mit blondem Haar und wahrhaft antik schönen Zügen erblickte. „Schu kis?“ (Ist dies das Mädchen?) fragte ich den Tscherkessen, während ich die Arme, die sich durchaus nicht unglücklich zu fühlen schien, mit Bewunderung anschaute, wie sie harmlos mit einer kleinen Wassermelone spielte. Sie blickte mich sehr freundlich und mit einiger Spannung an, denn verkauft zu werden und „Carriere zu machen“, möglichst Sultanin zu werden, das ist die einzige Sehnsucht dieser Mädchen. Ich weiß nicht, wie es zuging, ich wurde blutroth im Gesicht, ich schämte mich der Rolle, die ich hier aus reiner Neugierde übernommen; ich konnte es nicht mit ansehen, wie dieses schöne Geschöpf so harmlos einer vielleicht sehr düstren Zukunft entgegen sah, und trat wieder hinaus. Meine Begleiter folgten mir; ich hörte, wie das Mädchen getäuscht uns einige traurige Worte nachrief. Da man mich nicht los ließ, mußte ich wieder ins Kaffeehaus kommen; um mich hier mit Ehren aus der Affaire zu ziehen, fragte ich, was dieses Kind kosten solle. „Alti Bin Grusch,“ (6000 Piaster) war die Antwort. Ich fand dies „tschok para“ (viel Geld), versprach aber, mir die Sache überlegen zu wollen und morgen wieder zu kommen. Seitdem bin ich nicht wieder in Tophane gewesen. Gott mag wissen, wer der glückliche Besitzer dieses unglücklichen Kindes geworden.

Ebenso wie Galata, lehnt sich auch Tophane an den Hügel Pera's; zu erwähnen ist in dieser Vorstadt besonders die schöne Moschee, vor welcher, wenn man den Augenblick gewahr nehmen kann, uns zuweilen das bleiche, magere und leidende Gesicht des Padischah erscheint, da dieser vorzugsweise die Moschee von Tophane besucht und sich herkömmlicher Weise auf diesem Ritt zum Tempel seinen Unterthanen zeigt. Letzteres ist deshalb ein alter Gebrauch, weil das türkische Volk wenigstens dann und wann das Antlitz seines hohen Gebieters sehen will, nachdem es ruch-

bar geworden, daß zu verschiedenen Malen schon die Camarilla nach dem Ableben des Sultans ruhig im Namen desselben weiter regiert, zur Täuschung des Volkes auch wohl gar die aufgeputzte Leiche des Padischah hinter das Seraigitter gesetzt hat. — Ebenso sehenswerth ist der Brunnen von Tophane, mit den schönsten Arabesken und Koransprüchen geschmückt, ein Viereck von weißem Marmor, mit vorspringendem Dache wie alle Brunnen und von einem Geländer umgeben.

Die größere Vorstadt Galata, von den Genuesen gegründet, besteht aus den engsten, schmuzigsten Straßen, in denen das Fieber seine Ernte hält; die Luft ist hier verpestet, Läden aller Art, meist griechische und armenische (jedoch auch deutsche u. a. m.), findet man hier dicht neben einander; die Hauptstraße erstreckt sich an zweitausend Schritte lang von einem Ende zum andern, die übrigen Straßen ziehen sich allmälig bis zum Galata-Thurm hinauf, der von den Genuesen als Wachthurm erbaut wurde, jetzt aber von der Feuerwache benutzt wird. Unheimlich ist es, Abends ohne Laterne in diesem Chaos enger, gänzlich verlassener Straßen sich aufzuhalten*), in deren Mitte, wie eine Kreuzspinne in ihrem Gewebe, das Maltesergäßchen seinen umheimlichen Spuk treibt; denn in diesem Gäßchen hat das Gesindel, welches man schlechtweg mit dem Namen „Malteser“ bezeichnet, seinen Schlupfwinkel. Wohl hat die türkische Polizei in letzter Zeit sich angestrengt, diesem Banditenthum, das für lumpige sechzig Piaster Jeden aus dem Wege räumt, das Handwerk zu legen; man hat Nachtwachen und Patrouillen eingerichtet und dadurch diese Halsabschneider zwar so weit eingeschüchtert, daß man wenigstens nicht mehr von Mordthaten am hellen Tage hört, indeß hü-

*) An eine Beleuchtung der Straßen ist in Konstantinopel noch immer nicht zu denken; dieselbe scheiterte früher einmal an dem Gutachten der Polizei, welche erklärte, sie könne, wenn die Straßen beleuchtet würden, keine Diebe einfangen!

ten sich diese Sicherheitswächter wohl, mehr zu thun, als Jeden anzurufen, der ihnen gerade in die Arme läuft. Die Nachtwächter spazieren, sobald es dunkel geworden, durch die Straßen und machen, indem sie bei jedem Schritt mit ihrer eisenbeschlagenen Keule auf das Pflaster hauen, einen solchen Lärm, daß ihnen Jeder auf zweihundert Schritte aus dem Wege gehen kann, und die Kawassenpatrouillen ihrerseits lieben es, sich Nachts auf dem piccolo campo in die Kaffeehäuser zu setzen. Dieser klägliche Zustand der türkischen Sicherheitspolizei macht es erklärlich, wenn die sich namentlich in den Dörfern der Umgegend aufhaltenden Banditen den Kawassen der Regierung noch in diesem Jahre dicht vor der Stadt ganze Gefechte lieferten, in denen die Kawassen gewöhnlich den Kürzeren zogen.

XI.

Die Türkenstadt.

Jeni Köprü. – Die „poste imperiale.“ — Der Basar. — Die Dragomans. — Die hohe Pforte und das Serai. — Aja Sofia. — Die Universität. – Der Hippodrom. — Die verbrannte Säule. — „Jangin war!“ – Türkische Feuersbrünste. — Die Khans. — Seltsame Feuerversicherung. — Es geht nichts über die Sittsamkeit. — Das „Schwarzauge.“ — Schloß der sieben Thürme. — Das goldne Thor. — Die Mauern des alten Byzanz.

Von Galata führt die Jeni Köprü, eine große Holzbrücke — gewiß eine der größten der Welt, wenn auch leider keine der schönsten hinsichtlich der Bauart — über das goldene Horn nach der Türkenstadt Stambul oder Konstantinje, wie sie officiell genannt wird. Diese Brücke ist der Anlegeplatz der nach Skutari, dem Bosporus und den Prinzen-Inseln fahrenden türkischen Dampfschiffe, zugleich auch der Lagerplatz der türkischen Bettler, meist

armer Blinder, und der türkischen Frauen, die hier umher lungern, die Schiffe ankommen und abfahren sehen und wohl auch dasitzen und ihre Tschibuks rauchen. Drüben in Stambul stößt man sogleich auf die „Jeni Dschamih", die neue Moschee, ferner, wenn man Miethpferde nehmen will, auf die türkische Post, neben welcher stets Pferde bereit stehen, und über deren Portal man neben der türkischen Aufschrift auch in sich ganz verzweifelt krümmenden Buchstaben die Worte: „poste imperiale" lesen oder vielmehr mühselig buchstabiren kann. In der Regel sucht man sich zuerst den Basar auf, eins der großartigsten Institute und wohl die Berühmtheit verdienend, welche ihm geworden ist. Bei großer Hitze fühlt man sich in diesem Riesenbasar wie in einem Eiskeller, kein Sonnenstrahl fällt in dieses Labyrinth von breiten, gewölbten Pfeilergängen, auf deren beiden Seiten sich Laden an Laden reiht und in deren Ecken die Eis- und Halwahändler den Besuchern ihre Erfrischungen darbieten. Auch die Dragomans, diese Harpyen, lauern hier an allen Ecken; sie sind Gauner ohne Ausnahme, und verfolgen jeden Fremden so lange, bis sie durch die entschiedenste Grobheit in die Flucht gejagt sind und den Fremden aufgeben, der dann an der nächsten Ecke wieder einem Dutzend Andrer dieses Gelichters in die Arme fällt. Wer von ihren Diensten Gebrauch macht, zahlt ihnen nicht nur zehn bis zwanzig Piaster für dieselben, sondern muß auch was er kauft, um ein Drittel theurer bezahlen.

„Capitan!" — oder „Signor Capitan!" umschreit es den Fremden aus allen Läden; der Eine reicht uns einen hübschen Tabaksbeutel, der Andere einen Shawl, der Dritte Gott weiß was sonst entgegen; man läuft förmlich Spießruthen, unser Geld ist ein begehrter Artikel und seit der Anwesenheit der Westmächte im Orient haben die Engländer mit ihrer Liberalität es sich angelegen sein lassen, die Preise dermaßen zu steigern, daß man Alles fast um die Hälfte theurer bezahlen muß als früher. Un-

ermeßlich ist dieses Basarlabyrinth: in der einen Gasse die Schneider, dort die Schuster, dort wieder die Shawl-, Seiden- und Teppichhändler; ein ganzes Viertel nehmen die Goldschmiede-Werkstätten, der Waffenbasar und andere Hauptbestandtheile des Handels ein. Gewiß liegt ein enormer Reichthum in diesem verdeckten Marktplatz aufgestapelt, da aber stets ein gewisses Halbdunkel in demselben herrscht, so sieht man erst, ans Tageslicht kommend, was man eigentlich gekauft hat, und nicht selten hat man sich bekauft.

Aus dem Basar kommend, sehnt man sich gewöhnlich nach einem Ruhepunkt, setzt sich in das erste türkische Kaffeehaus, läßt sich mit den kleinen Moccatäßchen bedienen und musicirt beschaulich auf seinem Nargileh, der Wasserpfeife, die hier sehr glänzend für die Kleinigkeit von zehn Para (¼ Piaster) geraucht werden; nicht selten mischt sich auch in diese Ruhe das Bewußtsein: Du hast Dich im Basar um dreißig oder funfzig Piaster anführen lassen — da es aber gewöhnlich nicht das erste Mal ist, daß man in der Türkei geschnürt worden, so liegt auch der Trost in der Regel nicht fern.

Mehr Anziehungskraft noch als der Basar haben das Serai und die Aja Sofia; man klettert den Hügel zum Serai hinan, das man von verschiedenen Seiten angreifen kann. Ich wählte den Weg in diesen Palast der Sultane durch einen Nebenhof, der durch einen Garten voll hoher Cypressen nach dem ersten Haupthofe führt. Meine Neugier fand gar keine Befriedigung; der Hof war leer, rings umschlossen von hölzernen Gebäuden; eine tiefe Stille herrschte, ich betrachtete mir verschiedene Säulen-Capitäler und Sarkophage, welche hier hinter einer eisernen Galerie aufbewahrt werden, und bewunderte die colossale alte Platane, die ihre Aeste über die ganze eine Ecke des Hofes dahinstreckt. Beim Betreten des zweiten Thores schien uns die dortige Wache schon nicht mehr so gern zu sehen wie die erste;

ich fand auch hier nichts Außerordentliches und da man mir sagte, ich dürfe den dritten Hof nicht betreten, weil dort die „Babi seadet", die Wohnung der Glückseligkeit, mit anderen Worten: die Gemächer der Frauen liegen, so kehrte ich gelassen um. Das Serai muß man von außen, möglichst vom Galata-Thurm aus sehen, von dort aus ist es interessant, denn die düsteren Cypressen der Gärten, welche diesen Wust von unregelmäßig nebeneinander liegenden Gebäuden beschatten, geben wenigstens den Gedanken Stoff; das Serai hat von dort aus etwas schauerlich Romantisches, im Innern desselben aber ist Alles Geheimniß, und was öffentlich ist, das ist nicht des Ansehens werth. Wohl sah ich den Brunnen, neben welchem einst die Paschas geköpft worden, die eisernen Haken, auf welche ihre Köpfe gesteckt wurden, aber was will Das sagen? In Stambul ist jeder Fuß Erde mit Blut getränkt, hier spricht Alles von Gewalt und Zerstörung, hier redet die Vergangenheit aus jeder Cisterne, aus jedem Aquaduct, aus jeder Säule, aus jedem Marmorblock, hier trauert die Vergangenheit unter dem Vandalismus des keine Pietät für einstige Größe kennenden Türkenthums; hier trauert die Gegenwart in Armseligkeit unter dem verblassenden Halbmond. Hier wandelt der Fuß auf Gräbern, hier ist jeder Gedanke Vergangenheit, denn — hier steht das Mausoleum der Weltgeschichte.

Ich verließ den ersten Hof des Serai und begab mich zu der hohen Pforte hinaus, nach welcher sich das ganze ottomanische Reich, und zwar eigentlich mit wenig Recht, zu nennen bebeliebt. Ich hatte mir ein colossales Portal vorstellt, fand aber nur eine schmale Pforte, die allerdings im Verhältniß zu der engen Wölbung hoch zu nennen ist. Innerhalb dieses Thores sah ich auf beiden Seiten zwei Glasschränke, in welchen Gewehre mit verzierten Läufen standen, wahrscheinlich für die Honneurs des Padischah selbst bestimmt, denn die Wache trug die gewöhn-

liche Muskete. Zwei hübsche Marmorsäulen zieren den Eingang, neben denselben befinden sich zwei Nischen, über der Wölbung sind viel goldene Koranverse angebracht, die wohl sehr stolz klingen mögen, die ich aber verzeihlicherweise nicht lesen konnte. Eine Reihe von vergitterten, glaslosen Oeffnungen über der hohen Pforte dient dazu, die weißgetünchte Wand der Front zu verunstalten. Auch der Platz vor dieser Pforte ist nicht geräumig, er wird durch einen Brunnen beeinträchtigt, gegen dessen Eleganz die hohe Pforte sehr absticht. Dieser Brunnen ist ein interessantes kleines Bauwerk mit vielerlei Verzierungen, Gold- und Silberreliefs. — Ich übergehe alle die vielen Ammengeschichten und Ueberlieferungen, welche man gewöhnlich bei Beschreibung des Serai auszukramen pflegt, die allerdings dem Ganzen etwas Mystisches und Grauliches geben, aber doch mit dem Zustande des Serai und seinem ganzen wirklichen Erscheinen in keinem Einklange stehen. All das orientalische Ceremoniel, welches einst im Serai herrschte, ist nicht mehr vorhanden, das Serai selbst ohne alle Bedeutung geworden, denn es steht leer und wird nur von einer großen Dienerschaft bewohnt; der Padischah selbst residirt bekanntlich in seinem Palast Tschiragan am Bosporus. Das Serai ist von einer hohen und düstren Mauer umgeben, es nimmt den ganzen Flächenraum des Vorgebirges ein, das sich unter dem Namen Serai-Burnu östlich zwischen dem goldenen Horn und dem Marmora-Meer, Skutari gerade gegenüber in den Eingang des Bosporus streckt, bildet eine Art Dreieck und läuft in die sogenannte Seraispitze aus, von welcher verschiedene (nur zur Verkündigung von Festlichkeiten benutzte) Geschütze, von einer ständigen Wache umgeben, ihre Mündungen über dem Wasser hinstrecken.

Gerade der hohen Pforte und dem erwähnten Brunnen gegenüber liegt die Aja Sofia, an der Stelle, wo Konstantin im Jahre 325 den ersten Tempel der göttlichen Weisheit erbaute,

der nach mehrmaligem Abbrennen durch Justinian in eine Kirche verwandelt wurde; an deren Bau die Engel selbst mitarbeiteten, indem sie dem Kaiser den Plan angaben; deren Errichtung volle sechzehn Jahre unter hundert Baumeistern mit fünftausend auf der rechten und fünftausend auf der linken Seite arbeitenden Maurern, dauerte, und von deren Pracht die fabelhaftesten Dinge erzählt werden. Kaum hatte sich nämlich die Aja Sofia zwei Ellen über den Boden erhoben, als Justinian, der schon zweihundertfunfzig Centner Goldes für sie verausgabt, das Geld zu fehlen begann; ein Engel führte deshalb Nachts die Arbeiter mit Maulthieren in ein unterirdisches Gewölbe, aus welchem sie mit Schätzen beladen wieder hervorkamen. Die goldenen Kreuze, die Perlen und Edelsteine, welche in der Aja Sofia verwendet wurden, waren gar nicht zu zählen, das Gold wurde nur pfund- und centnerweise in der Kirche angebracht, das Hauptthor sogar wurde blos von Silber und Gold aufgeführt und mit den Brettern aus der Arche Noah's getäfelt. Wie gesagt, ohne Engel und gute Geister ließ sich eine solche Pracht nicht gut machen, die Aja Sofia erhielt dafür aber auch in den Ziegeln der merkwürdig flachen Kuppel die Inschrift: „Gott hat sie gegründet und sie wird nicht erschüttert werden; Gott wird ihr beistehen im Morgenroth.“ — Und viele Jahrhunderte vergingen, und der Herr der Christenheit schützte seinen Tempel im Morgenroth, bis endlich das Abendroth des Griechenthums kam und die Hufe von Soliman's Schlachtroß den Hochaltar der Aja Sofia stampften und der Halbmond an die Stelle des Kreuzes trat. — Nichts ist geblieben von der Pracht Justinian's; was der Engel des Glaubens in die Kirche hineintrug, hat der Dämon des Unglaubens wieder hinausgetragen und was an christlichem Schmuck dem Schiff der Kirche übrig blieb, das hat der Vandalismus der Osmanen übertüncht und wie ein „Mene tekel“ hat er in fußlangen Charakteren darauf geschrieben: „es ist nur ein Gott und Moha-

med ist sein Prophet." So wechselten über der Aja Sofia Morgen- und Abendroth, aus ihnen aber wird, wie die Schrift sagt, „der dritte Tag," und — — — es ist leider nicht zu wissen, wann dieser anbrechen wird.

Ich kann nicht sagen, daß die Aja Sofia die schönste der Moscheen wäre, denn schlanker und glänzender sind die Achmetje und die Suleimanje mit ihren zierlichen Minarets und ihren Marmorvorhallen, mit den maurischen Verzierungen, den herrlichen Mosaiks, die ich an der Sofia vermißte. Aber das hat seine Gründe, denn die letzteren hat man geschmückt, die erstere hat man geplündert und wenn es auch nur einen Gott giebt, so können doch nie zwei verschiedene Bekenner seiner Größe an einem Tempel bauen, ohne daß der Eine niederreißt, was der Andere schafft.

Ohne die colossalen massiven Streben, durch welche man die Aja Sofia gestützt, wäre dieses Denkmal des untergegangenen Christenthums schon längst zusammengestürzt; es scheint, als drücke sie der Halbmond auf ihrer meisterhaft gebauten flachen und schon schadhaften Kuppel, und diese Streben geben der Kirche ein plumpes, unförmliches Ansehen; man findet kaum das ursprüngliche Gebäude aus diesem Anbau heraus, man sieht nichts als massive gelbe Wände mit blauen Streifen, und erst am Haupteingange wird man durch die beiden dunklen Säulen an die Ehrwürdigkeit dieses Tempels gemahnt.

Die Sonne drohte schon unterzugehen, als ich den engen Vorhof betrat. Um diese Zeit pflegen sich die Moscheen zu beleben, ich mußte also eilen, wenn ich einen flüchtigen Blick in das Schiff werfen wollte, das jedem Giaur verschlossen ist, wenn er nicht einen kaiserlichen Firman für achthundert Piaster gelöst hat, was doch viel Geld ist. Mehrere Türken saßen vor dem kleinen Begräbnißplatz im Hofe, ich drückte mich an der Wand entlang und sah in der Kirche etwa sechs Personen auf den Schilf-

matten knien und beten. Jetzt ist es Zeit, dachte ich; ehe die knienden Türken auf ihre Füße kommen, hast Du Dir das Innere besehen, man kann schlimmsten Falls nicht mehr thun, als Dich hinauswerfen und um die Zeit gehst Du schon lieber selbst. Schnell hatte ich achthundert Piaster gespart, aber ich hatte auch nichts gesehen, was so viel Geld werth gewesen wäre. Das Innere der Aja Sofia ist öde und leer, man sieht nichts als Matten und Teppiche am Boden, sowie die langen Schnüre, welche von dem Gewölbe herabhangen und an denen Straußeneiner und Blumen befestigt sind, und die großen Koranverse, welche die Wand bedecken. Nur, hier und da ist die Tünche abgebröckelt und läßt noch einige christliche Erinnerungen verstohlen hervorblicken, aber sie sind zu undeutlich, als daß man sie erkennen könnte. — Uebrigens mußten sich im Allgemeinen die armen Türken die Profanirung ihrer Tempel durch die Giaurs schon gefallen lassen. Denn die Rothröcke und die Rothhosen schlenderten in allen Straßen umher, traten ungenirt in alle Moscheen und ließen erst die Nasen davon, wenn sie sich überzeugt hatten, daß nichts darin zu sehen sei. Wenn ihnen auch zuweilen die Türken ein Köpek oder Pesevenk Giaur*) nach brummten, das störte die Freundschaft nicht; John Bull namentlich ist viel zu aufgeklärt, als daß er seinem alliirten Gastfreunde dergleichen übel nehmen sollte.

Der denkwürdigste von allen Plätzen Stambuls ist unstreitig der Atmeidan, der Hippodrom. Leider ist dieser Platz durch den Bau der schönen Moschee Achmet's sehr beeinträchtigt und kaum auf den dritten Theil seines frühern Raumes beschränkt worden. Nördlich von dieser zierlichen Moschee mit ihren sechs schlanken Minarets präsentirt sich uns dieser berühmte Hippodrom in einer beschränkten, öden Fläche, die rings

*) Köpek, Hund. Pesevenk ist ein beliebtes Schimpfwort, das auf Alles paßt.

umher von schlechten Privatgebäuden umgrenzt ist; drei Denkmale zeugen auf diesem Platze noch von seiner früheren Bedeutung, sie stehen in einer Reihe und in gewisser Entfernung von einander in der Mitte: ein Obelisk, wie es scheint, nach oben zu unvollendet, dessen Piedestal jedoch noch sehr deutlich die Festlichkeiten des alten Wettrennens in erhabenen Gruppen und Figuren zeigt; ferner eine viereckige, früher mit Kupfer bekleidete Säule, ehedem eins der größten Wunderwerke Konstantin's, jetzt jedoch nackt und unscheinbar; endlich eine kupferne Säule, in Form dreier, sich um einander windender Schlangen. Diese Säule ist kopflos, Steine und allerlei Schutt füllen ihren inneren Raum; wie die Sage behauptet, trug sie einst den Dreifuß von Delphi, — eine Tradition, die jedoch stark zu bezweifeln ist. — Diese drei Denkmäler sind Alles, was von den unermeßlichen Kunstschätzen übrig geblieben, die einst das Hippodrom geschmückt haben sollen. Verschwunden ist die Wölfin, welche den Romulus und Remus säugte, die Statue des knienden Herkules Trihesperus, dessen Kupfer die Lateiner in Geld verwandelten, verschwunden sind die Statuen der Helene, der sieggekrönten Wagenlenker, die Altare des Saturn, Zeus, Mars, Merkur und der Venus; verschwunden ist der Kaiserthron, von welchem aus das Zeichen zum Beginn des Rennens gegeben wurde; verschwunden endlich sind die vier goldenen Rosse, denen später die Reise nach Paris und zurück nach Venedig beschieden war; verschwunden sind alle die zahllosen übrigen Schätze, aber mit ihnen sind auch die Spuren jener endlosen Gräuel vertilgt, deren Schauplatz gerade dieser mit Strömen von Blut getränkte Platz gewesen. Hier fiel Gratianus Augustus unter den Händen der Meuchelmörder, hier tobten die meisten Empörungen, hier erstickte Justinian die schlimmsten derselben, hier feierte Belisar nach dem Siege über die Vandalen seinen Triumphzug, hier zogen selbst noch die osmanischen Herrscher in ihrer Kaisergröße auf; hier endlich ent-

faltete Mahmud den Sandschak Scheriff, die heilige Fahne; von hier aus ging der Vernichtungszug nach der Caserne der Janitscharen — und dieses Blutbad war der letzte bedeutsame historische Moment des Atmeidan. Jetzt ist er verödet, kein Fuß betritt ihn, wenn nicht der eines Gläubigen, wenn er zum Gebet in die Achmetje geht, oder der eines Franken, wenn er zu dem Heiligsten der Geschichte wallfahrtet.

Weniger bedeutsam aber buchstäblich einer der hervorragendsten Gegenstände Stambul's ist die „verbrannte Säule". Einsam steht dieses Monument da, inmitten von türkischen Gemüseläden, Garküchen und Kaffeehäusern, die sich der Art um diese Säule geschachtelt haben, daß sie aus einem dieser Häuser heraus zu wachsen scheint. Auf den ersten Blick möchte man sie für einen mit Rauch geschwärzten hohen Schornstein halten, aber sie hat vermuthlich eine sehr viel höhere Mission gehabt, denn wie man sagt, hat auf ihr die Statue Konstantin's gestanden; wie Glycas schreibt, soll der Blitz diese Säule getroffen haben, wenn es überhaupt dieselbe ist. Den Namen „verbrannte Säule" hat sie unstreitig durch die vielen Feuersbrünste, die sie bestehen mußte; sie sieht bereits sehr gebrechlich uns und ist mit eisernen Ringen umgeben, die ihr aber wenig Schutz mehr verleihen, da auch sie bereits verrostet und gesprengt sind.

Diese Feuersbrünste sind überhaupt das chronische Uebel aller türkischen Städte, namentlich aber Konstantinopels. Wenn Feuer ausbricht, so ist das nach des Türken fatalistischer Ansicht, Gottes Wille, und gegen den läßt sich nichts thun; er nimmt daher in solchen Fällen ruhig und mit einem „Inschallah" (wie Gott will) seine Beine unter den Arm, rettet seine Weiber oder Kinder aus dem Haremlik und überläßt das Haus den Flammen. Die türkische Regierung muß natürlich in dieser Richtung conservativere Grundsätze entwickeln, um des Feuers Herr zu werden, und dies geschieht denn auch auf echt türkische Weise.

Der Galatathurm in Pera und der Seraskierthurm in Stambul sind die beiden in Feuerangelegenheiten correspondirenden Puncte; beständig wird in ihnen eine Feuerwache gehalten, die, sobald sie Feuer bemerkt, bei Tage einen rothen Ballon und bei Nacht Laternen aushängt. Kanonendonner verkündet das Unglück, der Ruf „Jangin war" (es ist Feuer!) schallt mit einem entsetzlichen Gebrüll durch alle Straßen; Feuerwächter, Kawassen und Spritzenmannschaft, Alles schreit „Jangin war", und über all dem Geschrei kommt man nicht eher mit Hilfe an den Unglücksschauplatz als bis das Feuer eine Reihe der leicht verbrennbaren Holzbuden hinweggerafft hat. Elend sind diese Löschanstalten; ich selbst wurde einmal von einer Spritzenmannschaft, welche die steile Galatastraße hinabgelaufen kam, dermaßen über den Haufen gerannt, daß ich kaum wieder auf die Füße kommen konnte. Diese türkischen Spritzen bestehen nämlich aus einer aufrechtstehenden Messingröhre, dem Laufe eines Feldgeschützes ähnlich, und den Cylinder des Pumpwerkes bildend; dieses Instrument wird von mindestens acht Feuermännern auf zwei dicken Stangen auf den Schultern getragen, ihnen voran und nebenher laufen Andere fast ganz nackt, Alle schreien sie sich mit „Jangin war" außer Athem und suchen pflichtschuldigst den Platz zu erreichen. Hier aber fragt es sich: woher Wasser nehmen? Letzteres muß mühselig in Eimern und Schläuchen herbeigetragen, vielleicht gar von den Wasserträgern gekauft werden, und ehe es gelungen ist, eine einzige Spritze in Gang zu bringen, hat das Feuer bereits eine ganze Straße in Asche gelegt.

Ehedem ist diese Wassersnoth in solchen Fällen noch viel schlimmer gewesen, ja man erzählt sich, daß bei Feuersbrünsten allerlei Gesindel mit Schläuchen herbei gelaufen, die mit Oel gefüllt, und mit denen es die Nachbarhäuser zu bespritzen drohte, wenn die Besitzer derselben sich nicht zur Zahlung einer größeren oder kleineren Summe verstanden. — Während meines

Aufenthaltes in Konstantinopel tobten mindestens ein Dutzend Feuersbrünste, die größte jedoch war einige Tage vor meiner Ankunft ausgebrochen und hatte ein ganzes Viertel in Asche gelegt. Einen schauerlich schönen Anblick bildet die Feuersbrunst in Konstantinopel am Abend oder in der Nacht, von irgend einem freien Punct in Pera betrachtet. Wie ein glühender Knäuel wühlt dann das verzehrende Element in dem zu unseren Füßen liegenden schwarzen Häuserwust der Türkenstadt, die Flammen zucken wild zwischen den bleichen Moscheen empor, werfen ihren Schein auf die blanken Dächer der Minarets und reflectiren in dem Wasserspiegel des goldenen Horns oder in den Wellen der Propontis. Aufgescheucht aus ihrem Schlummer sieht man die bunten, phantastischen Trachten der Türken im Feuerschein umherwandern, die halbnackten Feuermänner mit den ohnmächtigen Spritzen agiren; gluthig färbt sich der riesige Halbmond auf der Aja Sofia, die dunklen Cypressen des Serai nehmen blasse, fahle Tinten an, von den beiden Wachthürmen leuchten ängstlich die ausgehängten Laternen, und Alles schreit „Jangin war!“ „Jangin war!“

Am anderen Morgen wandelt man neugierig über einen ungeheuern Haufen von rauchender Holzasche: die Türken versammeln sich, man hört Hunderte von Maschallahs und Inschallahs, sie setzen sich mit ihren Tschibuks um oder auf die Brandstätte, die Asche raucht, die Tschibuks qualmen und aus Jedes Munde heißt es: Allah Kerim! Gott ist groß! — Am nächsten Tage, wenn die Asche erkaltet ist, findet man auf der Brandstelle eine Anzahl ganz neuer Holz- oder Leinenzelte; der Eigenthümer des Platzes hat wieder von demselben Besitz genommen, wie Scipio sitzt er auf den Trümmern Karthago's und bleibt und wohnt in seinem Zelte so lange, bis es ihm wieder möglich geworden, eine neue Hütte zu bauen. Gewinnt er hierzu das Geld nicht wieder, so bleibt die Stätte leer und noch heute findet man

ganze Straßenplätze unbebaut, welche vor zehn und zwölf Jahren eine Feuersbrunst verwüstete.

Auch einer der hundertachtzig Khans, dieser großen und zwar steinernen, gewöhnlichen viereckigen Gebäude, in welchen die reisenden Orientalen zu Hunderten ein Obdach finden können, brannte eines Nachts total aus, sodaß nur die massiven Mauern stehen blieben. Diese Khans sind eine vortreffliche Einrichtung, viele von ihnen sind durch die Sultane (unter ihnen der Valide-Khan), viele von Privatleuten gestiftet, ihre vier Wände umgeben einen Hof, in welchem ein Kahvedschi den Reisenden Kaffee verabreicht, andere Erfrischungen sind in diesen Khans nicht zu haben; die Speisen müssen aus den Garküchen requirirt werden. Der Wirth, der Khandschi, darf von den Reisenden für das Zimmer, deren es Hunderte in den Khans giebt, nur eine kleine Abgabe nehmen; logiren können in demselben Gläubige und Ungläubige, Bequemlichkeit aber giebt es in den Khans außer den nackten vier Wänden nicht. Mit Sonnenuntergang werden ihre Thüren geschlossen.

Ein seltenes Präservativ gegen Feuersbrünste hängt der Aberglaube in Kostantinopel vor die Fenster der Häuser, nämlich einen Pantoffel und ein Bund Zwiebeln; Häuser, welche mit diesen Schutzmitteln versehen werden, brennen — in der Regel so gut wie alle anderen. Auffallend ist die Bauart der Häuser hier. Das Erdgeschoß wird gewöhnlich nur zu Remisen und dergleichen benutzt, man wohnt in der Bel-Etage. Da nun aber nach orientalischem Adet (Herkommen) jedes Zimmer in zwei Wänden Fenster haben muß, so hilft man sich dadurch, daß man zwei oder mehr neben einander liegende Gemächer in spitzen Winkeln über die Parterrewand hinaus in die Straße schießen läßt und also in den zwei Seiten dieses Winkels Raum zum Anbringen von Fenstern gewinnt. Schön ist dies nicht, aber die Sache läßt sich doch nicht anders machen. Gewöhnlich bestehen diese Fenster

aus dicht geflochtenen Gittern, denn Fensterglas liebt man nicht sehr, ein Umstand, welcher den Straßen ein todtes Ansehen giebt, um so mehr, als jedes Familienglied das Erscheinen am Fenster vermeidet und diese also stets verödet sind. Der Türke wohnt am liebsten nach dem Hofe hinaus und dieser ist so geschützt, daß Niemand in denselben hinein blicken kann. Kein Nachbar wird sich die Gesetzwidrigkeit erlauben, Fenster nach dem Hofe des Anderen hinaus zu bauen. Das orientalische Familiengeheimniß ist durch Gegenseitigkeit unverbrüchlich garantirt, überdies der Frauen wegen heilig, von denen bekanntlich keine wirklich sittsame Hausfrau, ohne ihr Gesicht zu verschleiern, die Hühner auf dem Hofe füttern wird, sofern unter diesen sich ein Hahn befinden sollte. Die Sittsamkeit geht über Alles, und dennoch führen die türkischen Frauen, fast ohne Ausnahme, Redensarten im Munde, die wir als die ärgsten Zoten betrachten. Diese gehen so weit, daß mir der Kanzler der preußischen Gesandtschaft, Herr v. T., der mit seiner Tochter reiste, auf dem Dampfschiffe von Konstantinopel nach Smyrna gestand, er könne seine, die türkische Sprache verstehende Tochter nicht auf das Verdeck der ersten Classe in die Nähe der türkischen Frauen kommen lassen, damit diese die Zoten derselben nicht höre.

Ich gestehe überhaupt, daß ich einen sehr unklaren Begriff von dem türkischen Erziehungswesen davon getragen habe. Man hat mir vielfach die Ehrbarkeit dieser Erziehung gerühmt, man muß aber z. B. im Ramasan den Darstellungen des „Kara güs“ (Schwarzauge), einer sehr beliebten Schattenspiel-Harlekinade, beiwohnen, welche namentlich von türkischen Frauen und Kindern besucht sind und in denen durch Worte und durch Schattenspiel Dinge, reiner Unflath, vorgetragen werden, deren ich hier mit keiner Silbe zu erwähnen wage.

Einige der imposantesten und ehrwürdigsten Ruinen findet man in dem Schloß der sieben Thürme und den sich von

hier bis zum goldnen Horn hinziehenden Mauern und Wällen des alten Byzanz. Viel entsetzlichen und blutigen Spuk knüpft die Geschichte an dieses alte, von dem Admiral Apokaukos erbaute Schloß, in welchem dieser bekanntlich ermordet wurde. Als ein massiver, allen Zeiten trotzender Coloß ragt es mit seinen Thürmen über die Propontis hin, Moos und Strauchwerk wächst auf seinen Mauern, Gras bedeckt den öden Schloßplatz, Modergeruch verpestet die hohlen Räume der Mauern. Zwischen zwei seitwärts gelegenen Thürmen befindet sich das goldne Thor, durch welches die Kaiser ihren Einzug in die Stadt hielten, das aber schon im Jahre 900 wieder vermauert wurde, weil man fürchtete, die Lateiner würden sich durch dasselbe in die Stadt werfen. Auf der Höhe der Mauern stehen zwei verwetterte türkische Schilderhäuser, über dem Thore sind auf weißem Grunde die Kriegsinsignien gemalt, unterhalb des einstigen Triumphbogens Konstantins dehnt sich der Kirchhof aus, der von hier ab, nur zuweilen unterbrochen und von Cypressen überschattet, sich bis nach Egub hinzieht. In dem südlichen Thurme befindet sich das einst so verschrieene Gefängniß, der „Blutbrunnen", er mündet oben in einem weiten Loch, durch welches ehedem die Köpfe der Hingerichteten in das Verließ hinabgeworfen sein sollen. Der größte dieser Thürme ist der Janitscharenthurm, nicht minder unheimlich als die übrigen. In dem Schloßhofe steht ein kleines Häuschen, in welchem der Schloßwärter, ein alter mürrischer Türke wohnt, der nur gegen ein anständiges Bakschisch das Verbot bei Seite setzt, welches Niemandem den Eintritt in dieses Schloß gestattet. Neben diesem Häuschen und hinter einem halb morschen Gitter liegen auf einem Rasenplatz die Gräber der Helden, welche in der Vertheidigung dieses Schloßes fielen. Ehedem soll sich in dem Schlosse ein andres Gebäude befunden haben, in welchem man in Kriegen mit Europa die Gesandten desselben vor dem Volke in Sicherheit brachte. Historisch denkwürdig ist dieses alte Staats-

gefängniß noch durch die Hinrichtung des Sultans Osman, der hier den Janitscharen als Opfer fiel.

Von diesem Schloß erstrecken sich, wie gesagt, die großartigen Wälle des alten Byzanz. Bäume wachsen aus der höchsten und innersten crenelirten Mauer mit ihren Thürmen hervor, Moos und Epheu verschließen die Spalten, welche die Gewalt der Belagerer oder die der Zeit in diese Mauern gebrochen, üppiges Rankengewächs kriecht über die Thürme dieses Bollwerks dahin, das vielleicht noch einer Belagerung die Spitze zu bieten im Stande. Weniger gut als die innere Hauptmauer haben sich die beiden Außenmauern conservirt, von denen hie und da kaum noch drei bis vier Fuß hohe Ruinen vorhanden sind. Vortrefflich mit diesen alten Zeugen correspondiren die verwitterten Grabsteine unterhalb der Mauern, von denen manche ebenso alt sein mögen wie diese Festungsmauern seit ihrer Belagerung. Stundenlang ziehen sich die letzteren in vollständiger Gleichförmigkeit bis zum Edrene Kapussi und Egri Kapu, den beiden letzten Hauptthoren, also vom Marmora-Meer bis zum goldnen Horn, hin. Dort angekommen thut man am besten, ein Kaïk zu nehmen und des goldnen Horn entlang, unterhalb der glänzenden Reihe der Moscheen nach Galata zurück zu kehren.

XII.

Skutari.

Der „Vapor“. — Die Pferdevermiether. — Ritt zum Kassi-Dagh. — Das verschwundene Chalcedon. — Die Propontis. — Die Prinzen-Inseln. — Kadiköi. — Ein englischer Lagerplatz. — Die großen Begräbnißstätten. — Türkische Bildhauer. — Unsere christlichen Brüder. — Im Mondenschein. — Abschied.

Es war sechs Uhr Morgens, als ich mit drei Bekannten auf der großen Brücke, der „Jeni Köperü“, stand und die Rückkehr des türkischen Dampfschiffes erwartete, das uns nach Skutari

(Ueskűdar) hinüber führen sollte. Eine Anzahl türkischer Damen in den buntesten Feridschis oder Mänteln wartete ebenfalls auf den „Vapor" und hatte sich in größter Gemüthsruhe auf die morschen Planken der Brücke gesetzt, während wir in den sich über dem Bosporus zertheilenden Morgennebel hinein schauten.

Endlich kam das Schiff. Dank der türkischen Liderlichkeit in allen technischen Angelegenheiten ist auf dieser Brücke, an der sämmtliche Localschiffe anlegen, nicht einmal eine Oeffnung in dem Geländer; die von Skutari kommenden Passagiere, namentlich Frauen, balancirten über den schmalen Steg, der vom Schiff aus auf die Brücke gelegt worden und krochen unter dem Geländer hindurch, während wir gleichzeitig denselben Weg nahmen und die dreifache Vorsicht beobachten mußten: mit den türkischen Schönen nicht zu collidiren, uns den Kopf nicht an der Brüstung über uns zu stoßen und nicht mit den Füßen in die Löcher der Brücke zu gerathen.

Eine halbe Stunde darauf landeten wir an der ebenso traurigen Holzbrücke von Skutari und fanden auf dem Quai bereits eine Versammlung von Pferdevermiethern. Jeder von uns wählte sich einen Gaul für zwanzig Piaster für den Tag und so traten wir unseren Spazierritt durch Skutari an, der namentlich dem Kassi=Dagh, dem höchsten Berge hier an der asiatischen Küste, galt, von dessen Gipfel man die herrlichste Aussicht genießt. Gewöhnlich wird dem Reisenden der hinter Skutari sich erhebende Bulgurlu als schönster Höhepunkt empfohlen, ich rathe jedoch den Kassi=Dagh hinter Kadiköi, der, wenn er auch einige Stunden entfernter liegt, doch eine viel weitere Aussicht bietet und auf der Rückkehr Gelegenheit zum Besuche des auf dem Boden des einstigen Chalcedon gelegenen reizenden Fleckens Kadiköi giebt.

Skutari zeigt im Inneren der Stadt nichts Merkwürdiges, man muß zuvörderst die colossale und schöne Caserne und die be-

rühmten asiatischen Begräbnißstätten besuchen; Beides hatten wir uns für den Rückweg aufgespart und so setzten wir denn unseren Weg über die Hochebene nach dem Kassi Dagh fort, häufig die Gelegenheit benutzend, wenn wir dicht an die Küste der Propontis kamen und die herrliche Wasserpartie überschauen konnten. Ein Sturm nöthigte uns, etwa eine halbe Stunde vom Kassi-Dagh ein Obdach in einem vereinzelten Wirthshause zu suchen, in welchem man uns einen alten asiatischen Wein vorsetzte, der so zäh wie Syrup war, uns anfangs wie ranziges Oel mundete, aber doch bald seine Vorzüge herauskehrte und uns trefflich schmeckte. Der Gewitterregen hörte auf, wir setzten den Ritt fort und kamen zu der am Fuße des Berges sprudelnden heiligen Quelle, aus welcher man meilenweit umher das Wasser in Fässern holt. Von hier wurde der steile Felsboden zu Pferde erklommen und nach einer halbstündigen Arbeit durch das Gestrüpp standen wir auf der Spitze des Kassi-Dagh.

Unbeschreiblich ist die Welt, welche sich hier zu unseren Füßen ausbreitete. Vor uns lag Konstantinopel, links mit dem Schloß der sieben Thürme als festem Eckstein, rechts der Eingang des Bosporus, dazwischen die Türkenstadt, Pera, Galata und Tophane. Ganz zu unserer Rechten sahen wir den Spiegel des schwarzen Meeres, zu unseren Füßen das Marmora-Meer, etwa fünfhundert Schritte von uns, vom Meere umspült, die Prinzen-Inseln, links auf der asiatischen Seite die Schneekrone des Olymp in lichte Wolken gehüllt — — ein über alle Beschreibung herrliches Tableau! — Dort unten in Kadiköi zeugt keine Ruine mehr von dem verschwundenen Chalcedon; Hellenen, Byzantiner, Gothen, Araber, Perser und Türken haben das Ihrige gethan, diesen denkwürdigen Boden zu verwüsten, und die letzten Reste des Belisar-Palastes verwendeten die Osmanen noch zum Bau der stattlichen Suleimanje. Dort jener Leuchtthurm auf der in die Propontis hinein ragenden Landzunge von Kadiköi steht auf

demselben Platze, den einst der Tempel der Venus Marina inne hatte; auch das Landhaus des Belisar, den Tzetze im Alter elend und arm umher wandern ließ, der aber in diesem Landhause trotz, dem, durch Justinian zurückgerufen, ein recht vergnügliches Alter verlebte; auch dieser Ruhesitz ist verschwunden, mit ihm sind es die herrlichen Tempel, welche diese Küste schmückten. Die Geschichte, die Erinnerung hat hier Alles, die Wirklichkeit und die Zeit haben nichts bewahrt als den Raum.

Wie friedlich und sonnig liegen dort unten, vom Marmora-Meer umspült, die Prinzen-Inseln, man sollte glauben, sie seien sich ihrer finsteren, thränenreichen Vergangenheit nicht mehr bewußt. Prote, Antigone, Chalkitis, Plate, Oxeia, Pyti, Antirobidos, Oriandro und Prinkipo, alle haben sie ihre düsteren, entsetzlichen Erinnerungen: Dort in Prote, in dem ehemaligen Kloster verschmachteten Kaiser Romanus I. und später Romanus Diogenes, an dessen ausgestochenen Augen, wie die Geschichte erzählt, die Würmer zehrten. Auf Antigone duldete der heilige Methodius, starben im Elend, verbannt und entthront von ihrem Sohn und Bruder Konstantin, der arme Kaiser Romanus Lapacenus und der Prinz Stephan. Wer ahnt beim Anblick des reizenden Chalkitis, daß einst die Venetianer und die Perser dieses Eiland mit himmelschreienden Gräueln verwüsteten? Wer erinnert sich, daß auf Plate der arme Michael Rhangabes mit seinen Söhnen zweiunddreißig Jahre im Kloster und in der Verbannung lebte? Wen gemahnt das schöne Prinkipo an die verbannte Kaiserin Irene, an Anna, die Mutter der Komnenen? — So haben sie alle ihre Schatten und dennoch lächeln sie so unschuldig der Sonne entgegen, als seien sie von Anfang das gewesen, was sie jetzt sind, ein Ort der Heiterkeit und der Genesung für die den Armen der Fieber Entronnenen, die hier die stärkende Seeluft suchen.

Da auch wir noch ein kühlendes Bad in der Propontis beabsichtigten, verließen wir den Kassi-Dagh und schlugen den Weg

nach Kadiköi ein. Der Huf unsrer Pferde hallte in den engen Straßen dieses freundlichen Städtchens, als komme ein ganzes Cavalerie-Regiment, wir besahen uns die herrlichen Gärten von Kadiköi, so weit es der türkische Egoismus gestattet, der ja um Alles, was er besitzt, einen hohen Zaun baut, damit nur er selbst und kein Anderer genieße, was ihm gehört. Eine halbe Stunde rasteten wir an dem kleinen Badeplatz von Kadiköi, dann als die Sonne sich tief nach Westen zu neigen begann, eilten wir, die großen Begräbnißstätten von Skutari zu erreichen, deren Bäume die Höhe dieses Ortes säumen.

Ein unübersehbarer Wald von düstren Cypressen, das Zirpen von Millionen von Cykaden, ein wahres Rübenfeld von schmalen türkischen Leichensteinen verkündeten das Reich der Todten. Mit einer frommen Anwandlung vertiefte ich mich in den in Fels gehauenen Hauptweg, der durch diesen Friedhof führt. Hier und da saßen ein paar Türken mit ihren Tschibuks und Nargilehs auf den Gräbern; sie mochten schon seit dem Morgen dagesessen haben, so unbeweglich erschienen sie. Der Türke liebt es ja namentlich auf den Friedhöfen sein „Käff" zu machen, denn der Tod hat für ihn nichts Schreckliches.

Ich versuchte es, das steile Ufer des Weges mit dem Pferde zu forciren und begann mit diesem einen Eiertanz durch die zahllosen, oft kaum einen Fuß von einander entfernten Denksteine; der Weg war mühsam und die Anstrengung fruchtlos, oft sank das Pferd mit den Hufen tief hinein in die Gräber, oft stolperte es über umgestürzte Leichensteine — ich fand nicht, was ich suchte, nämlich irgend ein sehenswerthes Monument, das sich über die Uniform dieses Todtenregimes erhoben hätte; alle Leichensteine waren gleich unbedeutend, nur eins hatte ich hier abermals zu bewundern Gelegenheit, nämlich die Pracht und die allen Zeiten trotzende Dauer der Farben und Goldverzierungen, mit welchen die Orientalen ihre Grabsteine schmücken.

Ich gab meine Bemühungen auf und erreichte mit meinem Gefährten die offene Werkstatt der Bildhauer, welche hier die Leichensteine in Vorrath arbeiten, auch ein dickes Buch zur Hand haben, aus welchem jeder Bestellende sich eine sinnreiche Inschrift für das Grab seines Angehörigen wählen kann. Hier standen, an einen Bretterzaun gelehnt, die Marmorleistungen der türkischen Bildhauerei, eine Anzahl von Grabsteinen und dazwischen in reizender Unschuld eine Garnitur von marmornen — Abtritten! Leser, verzeih' mir diese Prosa inmitten der schauerlichen Poesie des Todes; dieses Potpourri von diesseitigen und jenseitigen Bedürfnissen war zu naiv, es mußte nothwendig meine elegische Stimmung über den Haufen werfen. Mit frommem Schauder war ich in Poseidons Fichtenhain getreten und mit lachendem Gesichte kam ich wieder heraus. —

Wir erreichten Skutari, gaben dort unsre Pferde wieder ab und nahmen in der Garküche eines Griechen ein bescheidenes Abendbrot zu uns. Wie voraus zu sehen war, suchte uns der Wirth mit der Zeche auf eine unverschämte Weise zu prellen. Bei einem Griechen muß man nie etwas Besseres erwarten, sie sind ja unsre von dem Islam so hart bedrängten christlichen Brüder, mit deren Schamlosigkeit die Pforte — Gott weiß es — eine unendliche Langmuth an den Tag gelegt hat und selbst ihren unversteckten Agitationen und Herausforderungen zu Gunsten Rußlands gegenüber noch fortwährend an den Tag legt. Ihre Habsucht, ihre Gaunereien sind es namentlich, die das Christenthum im Orient in einen so traurigen Ruf gebracht haben. — „Christians wollt Ihr sein? Pesevenk's seid Ihr Alle mit einander!" war stets die Aeußerung meines Zornausbruchs, wenn ich von einem unsrer „christlichen Brüder" schied, nachdem ich von ihm gehörig übers Ohr gehauen worden, und mit demselben Gruß wendeten wir auch diesem Bruder den Rücken.

Das letzte Dampfschiff war bereits nach Konstantinopel abgegangen, wir mietheten daher ein Kaïk, das uns schnell und leicht wie ein Pfeil am Mädchenthurm vorbei über die blauen Wellen des goldnen Horns nach Galata trug. Der Abend begann schon herab zu sinken, leichte Nebel legten sich rings umher auf die mit Kiosks und Gärten bedeckten Hügel, sie durchschlangen mit ihren blauen Armen das Laub der Cypressen in den Seraigärten und zogen sich an den schlanken Minarets gleich Nebelsäulen hinan, allmälig Alles mit ihrem Schleier umhüllend. Plötzlich fuhr vom Marmora-Meer herüber ein flüchtiger Wind, er jagte die Nebel über das Wasser dahin, die Abendröthe erschien gluthroth im Westen über der Belisar-Moschee und vergoldete die schlanken Minarets; über unser Boot dahin flog ein Schwarm der unruhigen weißen Jelkowans, jener von Morgens bis Abends rastlos zwischen der Propontis und dem Pontus Euxinus ziehenden Vögel, welche die Seelen der Verdammten in ihren Kröpfen tragen. Die Wellen kräuselten sich mehr und mehr, purpurgesäumte Wölkchen trieben am Himmel und der Halbmond trat so matt und blaß an das Firmament; er war so bleich wie die marmornen Tempel, auf welche er herabschaute, bleich wie die Paläste der Sultane am romantischen Bosporus-Ufer, bleich wie die Wange des kranken Padischah selbst, des „Schatten Gottes auf Erden.“—

Vierzehn Tage später schien der Mond auf dieselbe Stelle des Wasserspiegels vor der Seraispitze auf das bunt beturbante Verdeck des Dampfers „Germania“, der mich demnächst nach Smyrna und Athen tragen sollte. Mit einem letzten Händedruck schied ich von guten Freunden, mit einem letzten und langen Blick trennte ich mich von Stambuls Wunderhügeln, denen ich das liebste Blatt in meinem Wanderbuche bestimmt.

Druck von Fr. Nies in Leipzig.